

Dülmener Zeitung

Erscheint täglich (auch Sonn- und Feiertags).
Verlag: J. Dorfmann'sche Buchhandlung, Dülmen i. W.
Marktstraße.

Dülmener Anzeiger
Dülmener Volkszeitung

Telegrammadresse: Zeitung Dülmen
Fernruf Nr. 178 • Postfach-Konto Dortmund 5819
Postverlagsort: Münster (Westf.) 2.

Verbreitungsgebiet des allgemeinen Internatentells: Weßfalen sowie die anrenzenden Gebiete.

Nummer 115

Samstag, den 26. April 1930.

Jahrgang 1930

Der deutschnationale Parteivorstand gegen die Fraktionsmehrheit.

Vierfünftel-Mehrheit für Hugenberg und Oberfohren.

× Berlin, 25. April.

Der Parteivorstand der Deutschnationalen Volkspartei trat am Freitag um 11 Uhr im Reichstag zu einer stark besuchten Tagung zusammen, nachdem schon von morgens 9 Uhr ab verschiedene Gruppenführungen stattgefunden hatten. Nach Begrüßung durch den Parteivorsitzenden hielt Dr. Hugenberg ein eingehendes Referat über die Vorgänge seit der letzten Parteivorstandssitzung. Danach trat man in die Aussprache ein, an der sich bis zur Mittagspause u. a. Graf Westarp, Wallraf, Oberfohren und Lauerer beteiligten. Über den Verlauf der Aussprache erfährt man weiter nichts, aber ihr Ergebnis ist, wie die nachfolgende Entschließung zeigt, die mit mehr als Vierfünftel-Mehrheit des nahezu vollständig besetzten Vorstandes angenommen wurde, der Fraktionsmehrheit nicht günstig. Die Entschließung lautet:

„Der Parteivorstand spricht dem Parteiführer Dr. Hugenberg und dem Vorsitzenden der Reichstagsfraktion, Dr. Oberfohren, Dank für ihr unermüdetes Bestreben, den Parteivorstand am 8. April aufgestellten Ziele und Richtlinien aus. Er hält es für selbstverständlich, daß die Führung der Partei und Fraktion keinesfalls vor Ablauf der Wahlzeit aufgegeben. Ihrer Führung und dem geschlossenen Eintreten der Reichstagsfraktion für die Agrarfrage ist es zuzuschreiben, daß deren Haltung und Annahme entgegen widerstrebenden Teilen der Regierungsmehrheit noch vor Herrn Hugenberg nicht erfüllt. Mit dem Parteivorstand ist der Parteivorstand der Auffassung, daß eine endgültige Regelung der Wirtschaft der Landwirtschaft wie der Wirtschaft überhaupt viel tiefer greifende und zum Teil andersartige Maßnahmen fordert. Die vom Kabinett verkündete Kontinuität der Handelspolitik (polnischer Handelsvertrag, Genfer Vereinbarungen usw.) steht einer wirklichen Sanierung der Wirtschaft ebenso im Wege, wie die Fortdauer der maritimen Vorherrschaft in Preußen. Der Zustand, daß die Vollstreckungsmaßnahmen der öffentlichen Kassen, insbesondere auch der Preußentasse, den Landwirt von Haus und Hof vertreiben, ist Selbstmord am eigenen Volke und muß vor allem anderen beseitigt werden.“

Wir stehen in Opposition gegen dieses Kabinett, das, ohne und gegen uns gebildet, zur Fortführung der bisherigen Tribus- und Handelsvertragspolitik entschlossen ist und das auch im Wege über Preußen immer noch mit der Sozialdemokratie verknüpft ist. Wir können keinerlei Mitverantwortung für seine Politik übernehmen. Diese Oppositionsstellung und die gegebene Lage verlangt unbedingt Zusammenarbeit von Partei und Fraktion und geschlossenes Auftreten bei den entscheidenden Parlamentsabstimmungen. Der Parteivorstand bedauert, daß im Gegensatz zu der einmütigen und erfolgreichen Haltung der Reichstagsfraktion vom 8. und 10. April eine Mehrheit der Reichstagsfraktion in den Steuerabstimmungen vom 12. und 14. April, veranlaßt durch die verständliche und berechtigte Sorge um die Not der Landwirtschaft, anders als die Führung bekümmert hat. Die Verleppung der Landwirtschaft durch die Realisation der durch die Wirtschaft der großen Realisation erforderlich gewordenen Steuern war jedoch nicht begründet. Die Regierung war, auch wenn sie bei den Steuerfragen in der Minorität blieb, durch ihre Erklärung und das Wort des Reichspräsidenten an die Willensgebundenen für die Landwirtschaft gebunden. Nach den Aussagen legt der Parteivorstand die Richtlinien für die politische Gesamthaltung der Partei fest. Eine Unterstützung des Kabinetts Brünings sowie die Mitübernahme der Verantwortung für seine Maßnahmen entspricht der oben festgelegten Gesamthaltung der Partei nicht. Es bleibt den Entschlüssen der Partei und Fraktionsführung überlassen, in besonderen Ausnahmefällen eine abweichende Stellungnahme zuzulassen.

Der Parteivorstand faßt weiter zur Frage des Reichshulges folgendes Entschließen:

Der Parteivorstand erhebt den bestimmten Einspruch gegen die Erklärung des dem Zentrum angehörenden Reichsinnenministers Wirth im Bildungsausschuß des Reichstages, mit der sich Herr Wirth auf denselben ablehnenden Standpunkt gegen den Schulgesetzentwurf der Deutschnationalen Reichstagsfraktion wie sein sozialdemokratischer Vorgänger Severing stellte. Der Parteivorstand sieht darin einen Beweis dafür, daß die Regierung Brünings aus Rücksicht auf die Sozialdemokratie nicht daran denkt, die Hand zum endgültigen Zustandekommen eines Reichsschulgesetzes, wie es die christliche Bevölkerung auf das dringlichste fordert, zu bieten. Um so mehr erwartet er von den parlamentarischen Fraktionen, daß sie nichts unterlassen, um die Zusage der Regierung des Schulgesetzentwurfes zu erzwingen und darüber hinaus sowohl im Reichstag als auch in den Landtagen nach allen Richtungen im Sinne größtmöglicher christlicher und deutscher Kulturpolitik tätig werden.“

Zu dieser Entschließung sei bemerkt, daß der Reichsinnenminister Dr. Wirth erklärt hat, es gebe augenblicklich dringliche Aufgaben als das Reichsschulgesetz. Man braucht außerdem nur daran zu erinnern, daß es dem deutschnationalen Reichsinnenminister von Reußel unter günstigeren Parteiverhältnissen, als wir sie heute im Reichstag haben, nicht gelungen ist, ein Reichsschulgesetz zu bringen. Daß das Kabinett Brünings jetzt

den Versuch erneuern soll, dessen Scheitern vorauszu-sehen ist, ist eine Forderung, in der nichts anderes als ein parteipolitisches Mandat zu sehen ist.

Der Bruch vermieden?

CNB Berlin, 25. April.

Die heutigen Beratungen des deutschnationalen Parteivorstandes waren naturgemäß vertraulich. Immerhin läßt sich aus dem, was in Gesprächen mit den Teilnehmern durchgefallen ist, etwa folgendes Bild gewinnen. Bereits heute vormittag nahm die Aussprache ziemlich scharfe Formen an und zwar durch einen Antrag des Abgeordneten Steinboß-Potsdam, der das Ziel hatte, die Reichstagsfraktion dem Parteivorstande zu unterstellen. Das würde bedeuten haben, daß die Fraktion in allen Fällen so hätte stimmen müssen, wie der Vorsitzende Dr. Hugenberg verlangte. Dr. Hugenberg erkannte aber wohl, daß diese Diktatur-Entscheidung zweifellos zum Bruch geführt haben würde. Er lehnte sie deshalb von sich aus ab und verhinderte damit, daß sich überhaupt erst eine Debatte über sie entwickeln konnte. Trotzdem spitzte sich die Aussprache zeitweise erheblich zu. Auf der einen Seite stand die Gruppe um die Abgeordneten Dr. Hugenberg, Oberfohren und Freitag-Löringhausen, auf der anderen der agrarisch eingestellte Flügel der Partei einschließlich der Gruppe um den Abgeordneten Graf Westarp. Besonders lebhaftes Interesse nahmen die Auseinandersetzungen während der Rede des Grafen Westarp an, der seinen Standpunkt eingehend begründete und dabei von der Gruppe Freitag-Löringhausen durch Zurufe unterbrochen wurde, auf die er sehr scharf reagierte. Schließlich gelang es aber nach der Einlegung von zwei Pausen doch mit der Entschließung, die der Öffentlichkeit übergeben wurde, eine Brücke zu bauen.

Die Entschließung geht von dem Wahlkreis Ostpreußen aus und wurde nach geringfügigen Änderungen mit Vierfünftel-Mehrheit angenommen. Sie spiegelt die Diskussion bis zu einem gewissen Grade wieder. Dabei ist

besonders der Passus von Interesse, in dem es für selbstverständlich erklärt wird, daß Parteiführer und Fraktionsvorsitzender die Führung keinesfalls vor Ablauf der Wahlzeit aufgeben. Diese Stelle wird, wie der ganze Ausgang der Aussprache dahin interpretiert, daß im Parteivorstand fast allgemein der Wunsch herrscht, zu vermeiden, daß die Partei mit einem Bruch in den Wahlkampf hineingehen könnte.

Das Ergebnis der Sitzung ist also, daß der Bruch vermieden worden ist. In deutschnationalen Kreisen wird allerdings auch Wert auf die Feststellung gelegt, daß die Aussprache noch keine Klärung gebracht hat. Der weitere Verlauf der Dinge hängt auch davon ab, was nun die Fraktion tut, die sich in der zweiten Hälfte der nächsten Woche mit dem Ergebnis der heutigen Sitzung beschäftigen wird. Im Parteivorstand war sie nur durch den Fraktionsvorsitzenden und einige fraktionsgemäß hingewählte Abgeordnete vertreten. Für die allgemeine parlamentarische Lage ist noch bemerkenswert, daß die Parteivorstandssitzung es der deutschnationalen Fraktion nicht unmöglich gemacht hat, den Reichstag zur Annahme zu verhelfen. Die Entschließung betont die Opposition gegen das Kabinett Brünings, sie steht im Gegensatz aber ausdrücklich eine abweichende Stellungnahme in besonderen Ausnahmefällen vor. Nun kommt es darauf an, daß Partei- und Fraktionsführer damit einverstanden sind. (Das spricht gegen die optimistische Beurteilung, die die Entschließung in dieser Richtung findet. Die Red.)

Erwerb der „Schlesischen Zeitung“ durch Hugenberg.

× Berlin, 25. April. Wie „Der Jungdeutsche“ von zuverlässiger Seite hört, ist es Hugenberg gelungen, wider von einem der wenigen noch unabhängigen großen Provinzialblätter der Reichs-Verlag zu erwerben. Die „Schlesische Zeitung“ in Breslau sei stark eingebunden mit Hugenberg eingegangen. Einem großen Teil des alten Redaktionsstabes wäre gekündigt.

Die Christlichen Gewerkschaften zur politischen Lage.

Von unserer Berliner Redaktion.

(× Berlin, 25. April (Drahtb.))

Der große Ausschuss der Christlichen Gewerkschaften, der gestern und heute in Berlin tagte, nahm nachfolgende Entschließung an:

„Die monatelang dauernden fruchtlosen Verhandlungen der unter sozialistischer Führung stehenden Regierung Müller über die Sanierung der Arbeitslosenversicherung wie der Reichsfinanzen haben nicht nur dem Ansehen des demokratischen Staates Abbruch getan, sondern auch die wirtschaftliche Entwicklung ungünstig beeinflusst und durch die Arbeitslosigkeit vermehrt. Der Ausschuss der Christlichen Gewerkschaften und der Christlichen Gewerkschaften entschließen sich, die Sanierung der Reichsfinanzen, ohne die eine baldige Überwindung der Wirtschaftskrise nicht möglich ist. Es wurden jedoch Einzelmaßnahmen beschlossen, die aus wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gründen ungeheuer sind. Dies gilt insbesondere von der Erhöhung der Umlagesteuer und von der Sondersteuer für die großen Einzelhandelsunternehmen, von der vor allem auch die Konsumgenossenschaften betroffen werden. Bei der seit Jahren dringenden Forderung nach sozialer, finanz- und steuerrechtlicher Gerechtigkeit weigert sich die Regierung, die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit weitgehend geltend zu machen. Hierbei ist die Sondersteuer zu beseitigen und die Umlagesteuer möglichst abzubauen. Der Ausschuss des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften richtet an die Arbeitslosen die dringenden Appell, durch unablässige Werbearbeit die Christlichen Gewerkschaften und ihre freibewandten Genossenschaften weiter zu stärken. Eine kraftvolle christliche Gewerkschaftsbewegung ist auch die beste Bürgschaft für eine vollkommene Politik im Reich.“

Noch 2150000 Hauptunterstützungsempfänger.

× Berlin, 25. April. Nach dem Bericht der Reichsanstalt für die Zeit vom 1. bis 15. April 1930 schritt die Entlastung des Arbeitsmarktes nur langsam vorwärts. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung ist zwischen dem 1. und 15. April 1930 um rund 195000 Personen auf 1859000 zurückgegangen, während sich in der Krisenunterstützung die Unterstützungszahl um 8700 Personen auf 302000 erhöht hat, so daß insgesamt in diesen beiden Unterstützungseinrichtungen Mitte April 1930 rund

2150000 Hauptunterstützungsempfänger unterstützt worden sind. Seit dem Höchststand der Arbeitslosigkeit in diesem Jahre Ende Februar 1930 betrug die Frühjahrsentlastung in beiden Unterstützungseinrichtungen in den sechs Wochen bis zum 15. April 1930 rund eine halbe Million Hauptunterstützungsempfänger. Gegenüber dem gleichen Zeitpunkt des Vorjahres liegt das Unterstützungsniveau gegenwärtig um insgesamt 480000 Personen höher.

Reichsregierung und Stahlhelmverbot.

CNB Berlin, 25. April.

Zu der bereits demontierten Meldung, die Reichsregierung habe beim preußischen Innenministerium eine Aufhebung des Stahlhelmverbots für Rheinland und Westfalen angeregt, erfahren wir von zuverlässiger Stelle, daß der Reichsregierung von verschiedenen Seiten Anregungen und Anträge auf Aufhebung des Stahlhelmverbots für Rheinland und Westfalen zugegangen sind. Um diese Frage zu erörtern, sind die zuständigen Ressorts des Reiches und Preußens zu einer verbindlichen Aussprache in das Reichsinnenministerium des Innern eingeladen worden. Der genaue Termin dieser Aussprache steht noch nicht fest. Bisher liegt eine Stellungnahme der Reichsregierung über das Reichsinnenministerium in dieser Frage noch nicht vor. Die Rechtslage ist vollkommen klar. Es ist Sache Preußens, über die Aufhebung des Stahlhelmverbots zu entscheiden. Aber ein Verbot kann nur zeitweilig ausgesprochen werden. Es wird Aufgabe der Preussischen Regierung sein, zu prüfen, ob die Aufhebung erfolgen kann.

Die Englandfahrt „Graf Zeppelins“.

× Friedrichshafen, 25. April. Wie aus einer Unterredung mit Kapitän Lehmann hervorgeht, wird das Luftschiff „Graf Zeppelin“ morgen früh 6 Uhr zu seiner Englandfahrt aufsteigen. Sein Weg führt über Basel — Genéve — nach Paris, wo es abgeworfen wird. Sodann fliegt es in direkter Richtung über den Kanal nach London, wo es zwischen 3 und 4 Uhr erwartet wird. Nach einigen Schläfen über der Stadt wird es den Luftschiffhafen Cardington anfliegen, der von London etwa 60 Meilen entfernt ist. Die Landung in Cardington dürfte zwischen 5 und 6 Uhr erfolgen. Der Aufenthalt wird dabei nicht benutzt werden. Das Luftschiff wird von der dortigen Halteanstalt während des Aufenthaltes, für den etwa zwei Stunden vorgesehen sind, festgehalten werden. Der Rückflug, für den bereits alle Plätze vergeben sind, wird vor Eintritt der Dunkelheit gegen 8 Uhr abends angetreten werden und wahrscheinlich auf derselben Strecke wie beim Hinflug von London gehen. Die Landung in Friedrichshafen wird am Sonntag früh voraussichtlich zwischen 7 und 8 Uhr vor sich gehen.

Tagesfragen.

Seute vor fünf Jahren wurde der Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt. Die Parteien der Rechten hatten ihn als Kandidaten für den zweiten Wahlgang aufgestellt; nachdem im ersten Wahlgang keiner der sieben Kandidaten die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen auf sich zu vereinigen vermocht hatte. Im zweiten Wahlgang galt der Kandidat als gewählt, der die relativ meisten Stimmen erhalten hatte. So siegte Hindenburg mit 14 639 399 Stimmen über den Volksblockkandidaten Reichsminister A. D. Marx, für den 13 751 615, und über den kommunistischen Thälmann, für den 1 931 151 Wahlberechtigte gestimmt hatten. Hindenburg war, bei aller Verehrung für den lauter, charaktervollen und um das Vaterland hochverdienten Generalfeldmarschall, damals nicht unter Mann. Aber als er gewählt war, haben wir uns, dem Gesetz der Demokratie entsprechend, hinter ihn gestellt, und längst ist er unser Mann geworden. Das Vertrauen, das wir zu seiner Persönlichkeit hatten, obwohl wir für Marx, dem gewiß nicht minder untadeligen Volksführer, eintreten, ist nie getrübt worden. Getrübt worden sind nur diejenigen, die von dem Monarchisten Hindenburg eine Erfüllung ihrer reaktionären Träume erhofften. Hindenburg aber ist sich selbst treu geblieben. Das Wohl von Volk und Vaterland ging ihm über eigene Neigungen, und so hat er sich auch in den schwierigsten Situationen stets als der über der Parteien Streit erhabene Geist und als der gewissenhafte Hüter der Verfassung erwiesen, auf die er am 12. Mai 1925 den Schwur geleistet hat. Es sei hier an die Worte erinnert, die er damals bei seinem Amtsantritt an das deutsche Volk richtete:

„In dieser feierlich ernsten Stunde rufe ich unser ganzes deutsche Volk zur Mitarbeit auf. Mein Amt und mein Streben gehören nicht einem einzelnen Staube, nicht einem Mann oder einer Konfession, auch nicht einer Partei, sondern dem gesamten deutschen Volk und allen seinen Gliedern. Ich hoffe und erwarte, daß der edle Geist der deutschen Nation, der die sichere Grundlage bilden wird, auf der wir uns immer wieder nach dem Streik der Geister und Meinungen zu gemeinsamer vertrauensvoller Arbeit zusammenfinden werden.“

Diese Worte enthalten das Programm des Reichspräsidenten von Hindenburg, das er an jedem Tage und zu jeder Stunde zu erfüllen sich bemüht hat. Dem Wortlaut des in der Reichsverfassung vorgeschriebenen Eides entsprechend hat er die heute 83jährige, unermüdet seine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes gewidmet, war er auf die Weisung seines Augens bedacht, hat er von ihm als getreuer Diener, unbeeinflusst von Parteiwünschen, Schäden abgewandt, die Verfassung und die Gesetze des Reiches gewahrt, seine Pflichten gewissenhaft erfüllt und Gerechtigkeit gegen jedermann geübt. Zum Beweise dessen braucht man ja nur auf die letzten großen politischen Entscheidungen vom Young-Plan bis zu den Finanz- und Agrarangelegenheiten hinweisen, auf diese Zeit erbitterten parlamentarischen und publizistischen Kampfes, in der an Hindenburgs Festigkeit und hohem Verantwortungsgewissen wie an einem Granitfelsen alle wilden Wogen abprallten. Wer sich im zermürbenden Streite der Parteien, im aufreibenden Kleinkrieg der schwersten Tage ein klares Auge und offenes Herz für seelische Größe bewahrt hat, wird, ganz gleichgültig welchen politischen Standpunkt er auch einnimmt, sein Haupt dankbar verehrend neigen vor dieser würdevollen Gestalt im deutschen Volke. Fünf von den sieben Jahren, die das Amt des Reichspräsidenten dauert, hat Hindenburg heute hinter sich. Jeder vaterlandsliebende Deutsche wird mit uns heißen Herzens wünschen, daß es diesem seltenen Manne, den man, ohne in den Verdacht des Hyazinthismus zu geraten, einen Vater des Vaterlandes nennen darf, auch in den folgenden Jahren noch vergönnt sein möge, in gleicher Festigkeit und bewundernswerter Hingabe den hohen Pflichten obzuliegen, die er vor fünf Jahren, dem Ergebnis freier Volkswahl sich beugend, auf sich genommen hat.

In Berlin ist der neue päpstliche Nuntius, Cesare Orsenigo, Titularerzbischof von Ptolemais, eingetroffen. Seit 1922 im diplomatischen Dienst, ist er nach sechsjähriger Tätigkeit als Internuntius im Haag und nicht ganz zweijährigem Wirken als Nuntius in Budapest nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches gekommen, um dort das Amt des inzwischen zum Kardinal und Staatssekretär ernannten Nuntius Eugenio Pacelli zu übernehmen. Wer von dem Nuntius Kenntnis hat, das dieser sich durch seine Klugheit, sein überragendes Wissen und die Ehrlichkeit seiner Persönlichkeit in allen Kreisen, mit denen er von Amtswegen, als Würdenträger der katholischen Kirche oder gesellschaftlich zusammenkam, in Deutschland erworben hat, mer insbesondere von der Verehrung, die er sich bei den deutschen Katholiken erworben hat, der wird wohlgerne dem neuen Nuntius, der sich in Budapest großer Beliebtheit erfreute und den man deshalb dort ungern hat scheiden sehen, mit dem herzlichsten Wunsch begrüßen, daß er uns so werden möge, was sein Vorgänger uns war. Wie dieser ist auch Orsenigo der deutschen Sprache mächtig, und so wird es ihm umso leichter sein, die Herzen des katholischen deutschen Volkes zu erobern.

In deutschnationalen Blättern, die gegenüber Hugenberg noch ihre Unabhängigkeit zu wahren verstan-

25) Großer G.
Asbjörn A.
„Der weiße
Drama. Der
verurteilt, nach
begegnat.“
„Der lebende
Hölzer der
nachdem, daß
seinem alten
erziehen und
Drama in er
unglückliche
ter geistlich
erwachen sei,
waren, und
werden. Dam
Zugend des
verlangt, daß
worden ist, un
zu bewahren.
Über nun t
fumenten auf
dem der ungl
hatte. Dedur
in die Geischi
gewissenlos
Erklärung ge
dehnen Wesen
Nach dem Tod
Über dort, im
wahrscheinlich
Sammlung der
und Wehe ein
„Daß ein
Klein“ selet
„Dazu ist
Detektiv.“
band sich ein
lichkeit vor
Oder! damit,

Autobus und Fremdenverkehr

Verbandstag des Westfälischen Verkehrsverbandes.

X. Westfalen, 24. April. Der Westfälische Verkehrsverband hielt am Donnerstag unter Vorsitz von Oberbürgermeister Dr. Eichhoff in Dortmund seinen Verbandstag ab, der aus drei Teilen bestand: Vortrag, Besprechung und Besichtigung. Der Bericht über die Tätigkeit des Verbandes im letzten Jahre wurde von dem Vorsitzenden Dr. Eichhoff gehalten. Er berichtete über die Tätigkeit des Verbandes im letzten Jahre, der aus drei Teilen bestand: Vortrag, Besprechung und Besichtigung. Der Bericht über die Tätigkeit des Verbandes im letzten Jahre wurde von dem Vorsitzenden Dr. Eichhoff gehalten. Er berichtete über die Tätigkeit des Verbandes im letzten Jahre, der aus drei Teilen bestand: Vortrag, Besprechung und Besichtigung.

Der Kassenbericht, der in Einnahmen und Ausgaben mit 71.900 M. abschließt, wurde ohne Auspruch genehmigt und dem Vorstand Entlastung erteilt. An Beihilfen und Zuschüssen fand dem Verband im vergangenen Geschäftsjahre insgesamt 42.350 M. zugeflossen.

Zum

„Verkehrsprogramm des Westfälischen Verkehrsverbandes für 1930/31“

teiste der Schriftführer, Verkehrsreferent Dr. Schmidt-Dortmund, mit, daß beabsichtigt sei, eine Verkehrsstatistik zu schaffen, um mit deren Hilfe noch erfolgreicher als bisher für das große Erholungsgebiet werden zu können. Ferner werde der Verband im neuen Jahre bemüht sein, den Gedanken der Kollektiv-Propaganda noch systematischer durchzuführen, um rationeller arbeiten zu können. Ein Kursus für die Leiter der Verkehrsvereine soll dazu beitragen, die notwendige enge Verbindung zwischen Verkehrsvereinen und Verkehrsmitgliedern herzustellen. Die vor zwei Jahren veranstaltete erste Westfalenrundfahrt soll unter Hinzuziehung von Vertretern der Presse, des Rundfunks und des Films auch in den kommenden Jahren, allerdings nur in beschränktem Umfang wiederholt werden.

In der öffentlichen Versammlung sprach Abteilungsreferent Dr. H. K. Kommissar des Reichspostministeriums von der Kraftfahr-Oberbetriebsleitung Nordwest, über

Dr. Hülse stellvertretender Generaldirektor der Weltbank.

Reichsbankdirektor Dr. Ernst Hülse wurde zum stellvertretenden Generaldirektor der Bank für Internationale Zahlungen in Basel gewählt. Dr. Hülse hat bisher



die Reichsbank in der Beratungsstelle für Auslandsdirektoren beim Reichsfinanzministerium vertreten und an der Pflege der Zusammenarbeit der Notenbanken besonderen Anteil genommen.

Der neue Nuntius in Berlin.

Berlin, 25. April. Am Freitag früh um 8.50 Uhr ist mit dem H.D. Zug aus Basel auf dem Potsdamer Bahnhof der neue Nuntius bei der Reichsregierung, Erzbischof Orsenigo, eingetroffen. Nach Verlassen des Zuges wurde er zuerst von dem päpstlichen Geschäftsträger Prälat Centoz und dem Bischof von Berlin, Dr. Schreiber, mit dem Friedensfuß begrüßt. Sodann hieß ihn der Chef



des Protokolls, Graf Tattenbach, für die Reichsregierung und der Referent in der vatikanischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Dr. Klee, willkommen. Es folgte die Vorstellung der Ordinariatsräte Dr. Bannasch, Cortain, Brenner und des Sekretärs der Katholischen Aktion, Ministerialdirektor Dr. Klauener. Nuntius Orsenigo antwortete auf die Begrüßungsansprache des Grafen Tattenbach in gutem Deutsch mit einer kurzen Ansprache, in der er seine Freude darüber zum Ausdruck brachte, daß er als Vertreter des Heiligen Vaters für ein Land und für eine Stadt bestimmt worden sei, von denen er so viel Gutes gehört und gelesen habe. Der Nuntius wurde nach der Begrüßung auf dem Bahnhof durch die Empfangsdelegation zu dem drahtlosen warrenen Auto geleitet, das ihn mit dem Bischof Dr. Schreiber zur Nuntiatur brachte. Auf dem Bahnhof und vor dem Bahnhofsgelände hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden, die die Vorbeifahrt mit Begeisterung begrüßte. In der Nuntiatur in der Kaiserstraße verabschiedete sich Monsignore Orsenigo vom Bischof Dr. Schreiber mit nachmaligen Worten des Dankes. In der Hauskapelle der Nuntiatur las der neue päpstliche Gesandte eine hl. Messe. In den nächsten Tagen wird er sich dem Reichsfinanzminister Curtius vorstellen und am Montag oder Dienstag dem Reichspräsidenten seine Beglaubigungsschreiben überreichen.

Die moderne Stadt und das soziale Werk der Frau.

Die 7. Generalversammlung des Vereines katholischer deutscher Sozialbeamten findet in Essen vom 3.-5. Mai statt. Industrie-

„Autobus und Fremdenverkehr“.

Er ging von der Pionierarbeit aus, die Daimler und Benz im vergangenen Jahrhundert für die Automobilindustrie geleistet haben und erwähnte, daß es erst 1922 gelungen sei, betriebssichere Omnibusse herzustellen. Die Reichspost habe zur Verbesserung des Post- und Reiseverkehrs einen großen Ueberlandverkehr eingerichtet. Der Großkraftwagen habe sich als Omnibus zu einem Verkehrsmittel entwickelt, das den Eisenbahnen und Straßenbahnen gleichberechtigt an die Seite getreten sei. Zu den wenig ausgetroffenen Gebieten gehörte auch das Sauerland, das Weiserbergland und das Bergische Land. Nach dem Sauerland befänden sich zu wenig Eisenbahnlinien mit günstigen Verbindungen.

Hier müsse der Kraftwagen ergänzend eintreten. Es dürfe aber nicht zu einem Wettbewerb kommen. Die Deutsche Reichspost als größte Kraftfahrunternehmen Deutschlands habe selbstverständlich ihre Fahrzeuge in den Dienst des Fremdenverkehrs gestellt. Das „Reisen mit der Post“ werde wieder modern. Auf Veranlassung der Verkehrsvereine habe die Reichspost sich entschlossen, zur Aufschließung des Weiserberglandes eine Fernkraft-Ausflugsreise zu veranstalten — Rasse einzuzeichnen. Die Erfahrungen mit diesem kostspieligen Versuch würden zeigen, ob der erwünschte Anstieg an das Sauer-, Sieger- und Bergische Land durchführbar sei. Der Vortragende gab zum Schluss der Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen möge, die auf dem Gebiete der Verkehrswirtschaft aus für Gegenwart und Zukunft gestellten großen Aufgaben aus eigener Kraft und mit deutscher Leistungsfähigkeit zu lösen.

Bei der Ansprache über den Verkehr sprach ein Vertreter der Reichsbahndirektion Essen eine lange für die Straßenbahnen, die im Interesse der wirtschaftlichen Bevölkerung notwendig des Rheinisch-Westfälischen Industriegebietes unbedingt gelund erhalten werden müßten und durch die immer mehr zunehmende Ausdehnung des Kraftverkehrs nicht benachteiligt werden dürften.

Sodann sprach Landesreferent Dr. Stolz von der Provinzialverwaltung Münster über

„Die praktische Bedeutung des Fremdenverkehrs“.

In der sich anschließenden Ansprache wies die Leiter der Statistischen Ämter von Dortmund und Jagen an Hand von Beispielen darauf hin, daß statistische Zahlen nicht immer und nicht unbedingt ein richtiges Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen ergäben.

Mit einem Schlusswort des Vorsitzenden Dr. Eichhoff fand die Versammlung gegen 19 Uhr ihr Ende.

voll in Not! Ueberall in deutschen Industriegegenden, ringt das arbeitende Volk mit Arbeitslosigkeit, wirtschaftlicher Not, mit geistiger und sittlicher Gefährdung. Den Grundlagen der Familie drohen Zerschlagung, Auflösung. Welche Aufgaben hat da die Wohlfahrtspflege? Mit diesen schweren Problemen setzen sich die Redner des ersten Tages auseinander: Schriftleiter Josef Toos, M. d. R. (Hessisch), Präsident Dr. Elisabeth Lützenstein, Prof. Dr. Hermann Müllermann.

In den Arbeitskreisen des zweiten Tages beschäftigen sich kleine Gruppen von Wohlfahrtspflegern mit bestimmten Einzelfragen, wie Einfluß der Fürsorge auf das Wohn- und Siedlungsweisen — Binnenwanderung und Aufgaben der Fürsorge — Entwicklungsrichtungen der Wirtschaft und ihre Auswirkung auf die Frauenberufstätigkeit — Methoden der Jugend- und Gefährdetenfürsorge — volksbildnerische Aufgaben. Alle diese Einzelfragen erfahren eine Zusammenfassung unter dem besonderen Blickfeld der Mitarbeit der Frau in der Wohlfahrtspflege in dem öffentlichen Schlussvortrag der 1. Vorsitzenden, Frau Ministerialrat Helene Weber: „Die moderne Stadt und das soziale Werk der Frau“.

Der Zusammenstoß der „Bremen“ mit dem „British Grenadier“.

London, 25. April. Bei dem kurzen Aufenthalt der „Bremen“ vor Southampton teilte Kapitän Jegen den Pressevertretern auf Befragen über den Zusammenstoß mit dem britischen Landdampfer „British Grenadier“ folgendes mit: Die „Bremen“ fuhr wegen des dichten Nebels nur mit einer Geschwindigkeit von drei Knoten und ließ von Zeit zu Zeit ihre Sirene ertönen. Auch von anderen Dampfern hörte man Nebelsirenen. Aus dieser Situation kam plötzlich ganz in der Nähe, und im nächsten Augenblick erschien ein Dampfer vor uns, der uns in einem Winkel von 45 Grad entgegengefuhrte. Waren wir einigermaßen schnell gefahren, so hätten wir den Dampfer in zwei Stücke geschnitten. Tatsächlich verfehlte wir ihn aber nur einen fasslich abgleitenden Stoß. Wir hielten uns zwei Stunden lang in der Nähe der Unfallstelle auf. Auf unsere Anfrage erhielten wir die Antwort: „Wir sind schwer beschädigt, brauchen aber keine Hilfe.“ Ich hatte bereits die Rettungsboote für den Notfall fertiggemacht lassen. Kapitän Jegenbein fügte hinzu, daß bei dem Zusammenstoß nur zwei Schrauben der „Bremen“ im Gange waren, während die beiden anderen bereitgehalten wurden, im Notfall rückwärts zu gehen. Die Passagiere erzählten, daß der „British Grenadier“ ebenso schnell im Nebel verschwunden, wie er erschienen war, daß man aber noch sehen konnte, wie das Wasser dem Heck strömte und wie die Belastung sich mit Rettungsbooten veränderte und die Hülsen von den Rettungsbooten nahen. Infolge des Nebels und des Aufenthaltes an der Stelle des Zusammenstoßes hatte die „Bremen“ 6½ Stunden Verpätung.

Der Brand im Kapuzinerkloster Ehrenbreitstein.



Mittwoch vormittag geriet das Kapuzinerkloster von Ehrenbreitstein in Brand. Der Dachstuhl über dem Chorraum der Klosterkirche wurde völlig zerstört. Die Kirche mußte wegen drohender Einsturzgefahr gesperrt werden.

„Die Frauen von Korinth“.

Don Ilse von Stadt.*)

Unter der Hülle eines schlichten, einfachen Gewandes birgt dieses Buch ein tiefes Geheimnis. Aber, wer dieses Buch nur einmal gelesen — je öfter umso deutlicher — dem strahlt aller innerer Glanz, das unter selbstbewusster Hülle schlummernde Geheimnis dieser „Frauen von Korinth“ entgegen: Unter und zwischen den Zeilen pocht der Rhythmus, durchströmt alle Sätze, sämtliche Dialoge von Anfang bis Ende aus der Glut einer leidenschaftlich empfindenden kämpfenden Frauenseele. Der Quell dieses Stromes ist eine hohe, ethische Forderung, die alle Frauen, alle Männer, jeden Menschen angeht: Freiheit, Rechte und Würde des Weibes.

Durch die vergangenen Jahrtausende bis zur Gegenwart, — vom Untergang des ägyptischen Patriarchats unter der Regierung Kleopatras bis zur Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans durch Papst Pius X. im Jahre 1909 — führt uns die Darstellung, der leidende, Kapitel um Kapitel aufbauende Grundgedanke auf einen Lebensweg weiblichen Schicksals.

Aber unmittelbar ergreift die Erkenntnis dieses Schicksals, zwingt jeden Einzeligen zur tieferen Folgerung, pocht an das sittliche Gewissen der Menschheit: Dieses Schicksal ist nur ein äußerlich aufzuweisendes, ditiert von der Gewalt, nicht vom Recht, nur vom Scheinrecht einer Kultur männlicher Vorherrschaft.

Also: Es wird unserer Kultur zur Aufgabe und heiligen Pflicht, uns von allen das Weib und die Eigenbestimmung des Weibes entstellenden, verfehlenden Vorurteilen zu befreien, — einmal unabhängig von allem äußeren Grundlage und zugleich göttlichen Bestimmung des Weibes nachzuweisen, einer von allem Trug und Schein konventioneller Aufstellungen radikallos entblößten Wahrheit ins Bewußt zu setzen: daß das Weib genau so zur Selbstverwirklichung in Rechten und Pflichten geboren ist wie der Mann.

Zur Erfüllung dieses Zieles ist eine gemeinsame Verständigung zwischen Mann und Weib notwendig, bedarf es der Erneuerung im Geiste einer Liebe, die unbedingte gegenseitige Achtung fordert, aber auch des Ethes, alles harmonisch Entgegengesetzte des Männlich-Weiblichen in der Liebe und in dem Glauben an die göttliche Allmacht, in wahrer Gemeinschaft aufzulösen.

Die bisherigen Bewußtseinsinhalte und ihre Mittel einer Staatsbürgerlichen, sozialen und selbst religiösen Deutung des Verhältnisses der Geschlechter reichen nicht aus, den Kernpunkt eines sittlichen Prinzips für den Aufbau der neuen Gemeinschaft, für den erlösenden Frieden zu bilden. Sie sind günstigenfalls im Wandel der Zeiten wechselnde Tarnkappen, in ihrer Gesamtheitwidmung eine mittelmäßig durchschaute Komödie männlich einseitiger und ad hoc bequemer Moral.

Ueber dieses fernere Ziel lagen die „Frauen von Korinth“ zunächst nichts. Ilse von Stadt wollte es auch nicht. Das Buch stellt nur die unerschütterlichen Tatsachen bloß, ist in seinem ganzen Umfang eine große Verteidigung und zugleich eine Anklage.

Dieses Buch fordert einen starken männlichen Genius heraus, der aus schöpferischer Zeugungskraft den Weg weist, der Zukunft den dringend notwendigen zur Gemeinschaft bindenden und verpflichtenden Bewußtseinsinhalt schenkt, allen Widerstreit auflöst im Frieden eines sittlichen Weltordnung.

Dieses Buch gehört in die Hände jeder um Aufklärung bestreuten Frau, aber auch in die des Mannes, es gehört unserer Zeit! Die Worte Mahatma Ghandis: „Die Schmach der Frauen Indiens ist die Schmach der Frauen in der ganzen Welt“, finden durch Ilse von Stadt eine beweiskräftige, menschlich ergreifende, zwingende Deutung.

Hermann Stuf.

*) Bergstadtverlag, Breslau, 6.— RM.

Ein schwimmendes Telegraphenamt.

Die Funkzentrale der „Europa“.

Ein Wunderwerk deutscher Schiffbaukunst, so nennt man die „Europa“, den neuen Riesenschiffdampfer des Norddeutschen Lloyd für den Expedienten über den Atlantischen Ozean. Er ist selbstverständlich, daß sie gleich ihrem Schwesterschiff „Bremen“ die modernste Funktelegraphie erhalten hat. Kein

Selbstverständlich ist das Schiff auch mit Funkpeiler ausgerüstet, der ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Navigation namentlich bei unsichigem Wetter ist.

Die Funkzentrale der Rettungsboote. Vier motorische Rettungsboote sind mit Funkstellen ausgerüstet.



Hauptfunkstelle des Schnelldampfers „Europa“, erbaut von Telefunken. Im Hintergrund Langwellensender, im Vordergrund Empfangsapparate.



Hauptfunkstelle des Schnelldampfers „Europa“, erbaut von Telefunken. Blick auf den Kurzwellensender.

anderes Handelschiff besitzt eine Funkanlage von solch großem Umfang und solcher Vielseitigkeit der Verwendung.

Die Funkanlage der „Europa“ ermöglicht ein gleichzeitiges Arbeiten auf drei Linien in Duplex, d. h. auf drei Linien kann unangelegt gleichzeitig gesendet und empfangen werden. Die Sender führen die Empfänger nicht, trotzdem sie im gleichen Raum unmittelbar nebeneinander installiert und ihre Antennen an den gleichen Schiffsmasten befestigt sind. Der Duplex-Betrieb ist besonders bemerkenswert für den langweiligen Verkehr, bei dem die Sendeweile nur einige Prozent von der Empfangsweile abweicht. Zur Bedienung der gesamten Funkanlage sind sechs Funkbeamte erforderlich.

Die von der Telefunken-Gesellschaft gelieferte Funkanlage enthält auf der Senderseite einen Hauptsender für Langwellen zum direkten Verkehr mit den beiden Kontinenten von jedem Standpunkt des Schiffes aus, bestehend aus einem Röhrensender mit Wellenbereich von 500 bis 3000 Metern mit Gerät für Schnelltelegraphie, einen Mittelwellen-Sender für den Nahverkehr mit Küstenfunkstellen und Schiffen, bestehend aus einem Röhrensender mit einem Wellenbereich zwischen 580 u. 830 Metern, einen Kurzwellen-Sender für den Telephonie- und Telephonie-Verkehr auf sehr große Entfernungen mit 700 Watt Antennenleistung und einen Wellenbereich von 15 bis 90 Metern, einen Notsender als besondere Sendereize für den Fall außerordentlicher Betriebsstörungen der elektrischen Zentrale an Bord. Das Arbeiten dieses Notsenders ist vom elektrischen Schiffssystem völlig unabhängig.

Die Empfangsseite wird gebildet aus: Einem neuartigen Empfangssystem, dem Telefunken Dreizeilen-Empfänger mit Filtern. Die große Verkehrsstärke auf allen Wellenbändern auf See und die Notwendigkeit der schnellen Abwicklung des Funkverkehrs erfordern Empfänger, die bei größter Trennschärfe und Empfindlichkeit so einfach in der Bedienung sind, daß die Aufmerksamkeit des Funkbeamten so wenig wie möglich für die Einstellung auf die gewünschte Station in Anspruch genommen wird.

Einem Kurzwellen-Empfänger für Wellen von 10 bis 150 Metern mit Hochfrequenzverstärkung. Einem Seemotorenempfänger. Um einen Schiffsnotruf oder Alarmruf auf der Welle 600 leicht empfangen zu können, unabhängig vom übrigen Verkehr, ist ein besonderer Empfänger in dauerndem Betrieb, der auf einen Lautsprecher geschaltet ist.

rüstet, die sich im gebotenen Vorteil der Boote befinden. Den nötigen Betriebsstrom für diese Kleinstationen (Sendeleistung 200 Meter) liefert eine Akkumulatorbatterie von 24 Volt und rund 100 Amperestunden. Die Batterie kann nach Bedarf von dem vorderrückwärts eingelenkten Bootsmotor geladen werden. Der Wellenbereich des Empfängers ist 300 bis 1100 Meter. Die Zweidrahtantenne wird von zwei Klappmasten am Bord jedes Bootes getragen.

Aus aller Welt.

Das Ende der Zigeuner-Romantik.

Bisher wurden die Zigeuner von den zivilisierten Menschen wegen ihrer ungebundenen Lebensweise beneidet. Mit dieser Romantik wird es nun auch bald vorbei sein. Dieser Tage ist in Kalkutta der erste Zigeuner-Verein gegründet worden, und damit ist der erste Schritt zur Eingliederung des Nomadenvolkes in die europäische Gesellschaft getan. Dem Verein wurden eine soziale Aufklärungsliga und ein Fußball-Club angegliedert. Auf der Gründungsversammlung wollten die zigeunerischen Fußballer sofort ihre Kunst zeigen, doch wurde ihre Vorführung als nicht in den Rahmen einer Generalversammlung passend abgelehnt.

Marl und Pönnig heiraten.

Eine Goldheirat eigener Art kam kürzlich in Southampton zustande, nämlich zwischen einem Herrn Schilling und einem Fräulein Pönnig, ein Deutscher also zwischen Herrn Marl und Fräulein Pönnig.

122 m tief im A-Boot.

Einen neuen Tauchtauch-Rekord hat ein neugebautes Unterseeboot der italienischen Flotte von 840 to mit 122 Meter Tiefe aufgestellt.

Fernseher kommen auf den Markt.

In einigen großen amerikanischen Städten wird in wenigen Wochen der Fernsehmarkt durch eine große Anzahl von Radiogeräten eingeführt, die über ein eigenes Sendernetz verfügt. Die beiden Modelle der Apparate werden zum Preis von etwa 300 und 1200 Mark verkauft; sie enthalten eine Matzreihe von 10 Zentimetern

im Quadrat für das Bild. Der erste Versuch wurde dieser Tage unter dem Protektorat der Handelskammer von New Jersey angestellt. Der Fernseher soll den Kundstufen in derselben Weise ergänzen wie der Tonfilm die stummen Filme.

Vernichtung von zwei Millionen Büchern.

Seitdem die Türkei beschloßen hat, die arabische Schrift durch die lateinische zu ersetzen, sind die Verleger und die Buchhändler in große Verlegenheit geraten. Vorerst wird es geraume Zeit dauern, bis auch nur die notwendigen Bücher, also vor allem die Schulbücher, in der neuen Schrift hergestellt sein werden. Sodann müssen die Buchhändler nicht, was sie mit ihren alten Vorräten anfangen sollen. Da es verboten ist, noch Werke in arabischer Schrift zu verkaufen, sollen allein in Konstantinopel zwei Millionen türkische und arabische Bücher, darunter auch viele hochwertige Werte, ihr Ende als Makulatur finden. Die Verleger und Buchhändler verlangen zwar eine Entschädigung für ihre Verluste.

Wetterbericht.

Essen, 25. April. Das Hochdruckgebiet über Skandinavien hat sich nach verfrüht, während sich das südwestliche Tiefdruckgebiet zwar weiter verfrüht, aber über Großbritannien und in einem Ausläufer über ganz Deutschland ausgedehnt hat. Heute früh war es in Deutschland wolkig und noch etwas wärmer als gestern. Im Westen und im Binnenland fiel vereinzelt Regen. Die heutigen Höchsttemperaturen lagen zwischen 10 und 16 Grad. Weiterausläufer bis Sonntag: Wechselnde Bewölkung, fortgesetzte Neigung zu Gewitterregen und ziemlich warm.

Es ist etwa Frühlingsman's am wüßsprichenden er und an vielen ter sein Zepterhen Stadt. Diwachen nicht eine weite Reiserfreuen können, die auf zu vielen Tausenden ihnen Neben ihnen Narzissen und das zwiefel Grasmilchen. Wer nicht, ein Sträuch schon findSieht man abmögen ein schöne Illusionen.

Wohin fäme neue Pläne zu eine bessere Suchen eines Gefühls des An Oitern nicht mehr ein Gabentisch eingebürgert, bildet. Der Sonne in ginnen und seEntwicklung rDahinbringen, sich bringen, e

Woher soll die BegleiterGespänk d will, sondern heimlicher W von Arbeitsfr Aussehen, ein bis zwanzig geringeres I zu behandeln Wird einmal beitslos, dann endlos viele hoffnungslos, schon über je wieder einen trag die n schlimmer, je noch eine Fra und praktische gehen.

Es gibt nicht nur das durch harte, auch noch zu Mann, dessen

Unser Bild gehört zu

Eine un

Wer jem arbeit beoba nur die auß sich gehei haben. Un stein nur ei noch der trä lechte Kraft erfüllt es un zahlreicher g ganze Strahg artig untern und wertvol haben sich n Bürger schu unterirdische Rachwelt ein lassen.

Glanzaun etwa 30 000 trübten W der Hittob ler, und 600 m oberhalb. Jebes sch mit d trübten W zweifelslos Martplatz Für die Haussteler führt, der teidigungs werken und mannschoben gut ausgen bis 15 m

Berliner Bilderbogen.

Es ist frühling. / Arbeitslos. / Tapfere Frauen. / Blumenerde. / Kindermot.

Es ist etwas Eigenartiges um den Beginn des Frühlings in Berlin. In Gottes freier Natur merkt man's am wärzigen Hauch der Erde, an dem heraus-springenden ersten Grün, an der Heimkehr der Störche und an vielen anderen Frühlingsbringern daß der Winter sein Joppe hat abgeben müssen. Nicht so in der großen Stadt. Die ersten Osterboten in Gestalt von Blumen wachsen nicht aus dem Asphalt heraus, sondern müssen eine weite Reise machen, bis sie das Auge der Berliner erfreuen können. Es sind da vor allem die Schneeglöckchen, die auf süddeutschen Bergwiesen wild wachsen und zu vielen Tausenden in Berlin auf den Markt kommen. Neben ihnen stellen sich dann auch die Anemonen, die Narzissen und die Primeln ein, um dem alltäglichen Bild, das zuviel Grau an sich trägt buntere Farbenreize beizumischen. Wer zwanzig Pfennige übrig hat, unterläßt es nicht, ein Sträußchen zu kaufen. Ein lieber Mensch wird sich schon finden, dem man eine Freude machen kann. Steht man aber ganz allein da auf der Welt, so vermögen ein paar Frühlingsblumen wenigstens einige schöne Illusionen zu erwecken.

Wohin kämen wir auch, ohne im Reich der Phantasie neue Pläne zu schmieden, ohne Aussicht zu halten auf eine bessere Zukunft, ohne auszuweichen nach dem Suchen eines Weges, der uns hinführen könnte in die Gefilde des Glüdes, nach dem sich alle Menschen sehnen. An Ostern wurde ja zwar mancher Wunsch erfüllt. Es ist nicht mehr ganz so wie früher, daß nur an Weihnachten ein Gabentisch aufgestellt wird. Immer mehr hat es sich eingebürgert, daß auch Ostern einen Aufhängetermin bildet. Der Frühling lockt, er macht leicht und bringt Sonne ins Gemüt; da will der Mensch sich etwas gönnen und sei es auch noch so wenig. Man kann diese Entwicklung nur gut heißen. Denn aus dem dumpfen Dahindröhen, wie es nur zu oft die Wintermonate mit sich bringen, entsteht Akinmut und Verzagtheit.

Woher sollte auch in weiten Volksteilen der Mut und die Begeisterung zu großen Taten kommen, wenn das Gesicht der Arbeitslosigkeit nicht weichen will, sondern selbst mitten im Frühling noch immer in unheimlicher Weise umherstreift. Nur eine einzige Sorte von Arbeitslosen hat seit längerer Zeit in Berlin noch Ausnahmen, eine Stellung zu finden. Es sind die achtzehnbis zwanzigjährigen jungen Kaufleute, die meistens ein geringeres Familiengeld bekommen und zweitens leichter zu „behandeln“ sind als erwachsene, erfahrene Menschen. Wird einmal ein Dreißig- oder sogar Vierzigjähriger arbeitslos, dann ist seine Lage jeht in Berlin, wo es so endlos viele Beschäftigungsmöglichkeiten gibt, beinahe hoffnungslos. Ein solch behauener Mann muß schon über sehr gute „Beziehungen“ verfügen, wenn er wieder einen passenden Posten erlangt. Die Berufs-tragödien, die sich täglich abspielen, sind umso schmerzlicher, je weiter der Arbeitsloser ist. Hat er noch eine Frau, die über eine gesunde Portion Verstand und praktischen Sinn verfügt, so mag es schließlich noch gehen.

Es gibt Fälle, in denen Frauen viele Monate hindurch nicht nur das zur Verpflegung ihrer Familie nötige Geld durch harte, früher ungewohnte Arbeit verdienen, sondern auch noch zu Hause als Sonnenchein wirken, um den Mann, dessen Lebenslust wegen andauernder Unfähigkeit

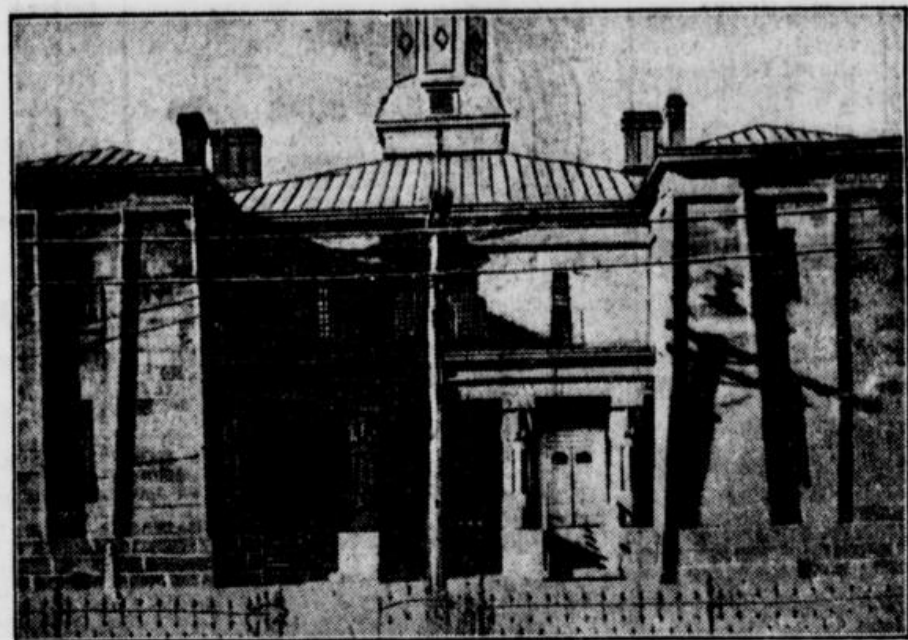
auf dem Gefrierpunkt anlangen will, wenigstens etwas aufzuheitern und froh zu stimmen. Haben aber Mann und Frau durchaus keine praktische Idee, dann ist Hilfe beinahe unmöglich. Häufig kommt es dann zu Enttäuschungen, die in der Eile, mit der sie gefaßt werden, das Uebel nur noch größer machen.

Die Augen von vielen Abgehenden richten sich zum Beispiel zur Zeit auf die Hühnerfarmen, die vom preussischen Landwirtschaftsministerium an zahlreichen Stellen angelegt werden sollen. Dieses ministerielle Vorhaben ist sehr zu begrüßen; denn, wenn wir deutsche Freizeiter bekommen können, brauchen wir keine ausländischen Geld für Auslandswaren herzugeben. Es wäre jedoch ein gewaltiger Irrtum, wenn arbeitslose Großstädter glauben wollten, ihre letzten Erparnisse für den Erwerb einer Hühnerfarm verwenden zu sollen, in solchen Fällen muß es heißen, Schuster bleib bei deinen Leisten. Menschen, die noch nie ein lebendes Huhn in der Hand hatten, die von Tierzucht keine Ahnung haben, die in jedem alten Zuchtstadel ein Brathähnchen sehen, müssen ihre Finger von solchen Experimenten lassen. Wer sich eine Hühnerfarm kaufen will, muß mindestens etwas mit landwirtschaftlichen Verhältnissen vertraut sein. Die meisten Großstädter verstehen jedoch davon nichts. Die Unerschaffenheit zeigt sich nur zu deutlich, selbst bei den geringfügigsten Anlässen.

Zur Zeit erbt in den Straßen Berlins wieder der Ruf „Blumenerde“. Es ist ein Ruf, der sich in jedem Frühjahr wiederholt, denn die Kästen auf den Ballonen müssen nachgefüllt werden. Der Handel mit Erde hat sich daher gut entwickelt. Selbstverständlich wird nur „beste“ Ware angepriesen. Doch wenn die Händler das Haus verlassen haben, entpuppt sich die erstklassige Blumenerde oftmals als ganz gewöhnlicher Baufutt, aus dem nicht einmal mehr Disteln wachsen werden. Auf diese Weise werden vielfach selbst die kleinsten Hoffnungen enttäuscht. Beim ersten Kauf wird man betrogen und zu einem zweiten Kauf von Blumenerde reicht das Geld nicht aus, da man ja soviel für den einfachen Lebensunterhalt braucht. Diese Not wirkt sich selbstverständlich auch auf die Kinder aus, die bleich, schwach und unterernährt in den Straßen und den Hinterhöfen des Ostens und Nordens spielen.

Am Weichen Sonntag wird die Seele so manches Pfarrherrn wieder mit bitterer Trauer erfüllt sein. Da steht die jüngste Generation vor ihm! Er kennt zwar die einzelnen Kinder nicht so genau, wie der Pfarrer einer kleinen Gemeinde. Aber gerade in den letzten Wochen konnte er sie doch gut beobachten. Da hat er gemerkt, wie zu dem körperlichen Hunger auch der Verfall der Seele selbst bei den Kindern schon kommt. Sieht man am Weichen Sonntag die Kinder mit Sträußchen und Nektartränken zum Altare gehen, so wird man den Gedanken nicht los, daß auch an dieser Jugend die Not unserer Zeit zum großen Teil bereits steht. Doch in der Natur ist es Frühling geworden! Wir lassen uns den Glauben nicht nehmen, daß auch dem deutschen Volke und damit auch der Bevölkerung Berlins nach den Jahren der Entbehrungen und Enttäuschungen die Zeit der Blüte wieder erstehen wird.

Der Zuchthausbrand in Columbus.



Unser Bild zeigt den Eingang zum Zuchthaus in Columbus im Staate Ohio, das von einer Feuersbrunst zerstört wurde. Über 300 Gefangene wurden vom Feuer eingeschlossen und kamen in den Flammen ums Leben.

Eine unterirdische Stadt in Deutschland.

Glauchau i. Sa.

Wer jemals einen Bergmann bei mühsamer Stollenarbeit beobachtet hat, kann sich vorstellen, daß von jeder nur die äußerste Not den Menschen dazu getrieben hat, sich geheime Schlupfwinkel unter der Erde zu graben. Um sich im Laufe eines Tages im harten Gestein nur einen halben Meter vorzuarbeiten, muß heute noch der fräftigste Mensch trotz moderner Hilfsmittel seine letzte Kraft hergeben. Mit um so größerer Bewunderung erfüllt es uns daher, daß vor Jahrhunderten die Bürger zahlreicher Städte Westfalens ihre Häuser und ganze Straßenzüge in jahrzehntelanger Arbeit katakombenartig unterminiert haben. In der Sorge um das Leben und wertvolles Hab und Gut bei feindlichen Einfällen haben sich nicht nur reiche Burgherren, sondern auch die Bürger schwach befestigter Städte in raffinierter Weise unterirdische Wohnanlagen geschaffen und somit der Nachwelt ein Denkmal aus Zeiten schwerster Not hinterlassen.

Glauchau in Sachsen, heute eine Industriestadt von etwa 30 000 Einwohnern, stand im Mittelpunkt des unterirdischen Wehrbaues. Unter den wenigen Straßenzügen der Altstadt haben frühere Bewohner planmäßige Keller- und Kuchlabränge in einer Gesamtlänge von fast 10 000 m angelegt, von denen heute noch etwa 600 m offen liegen und zum großen Teil gut erhalten sind. Jedes ältere Haus hat eine Ganganlage, die vielfach mit der benachbarten verbunden ist. Die unterirdischen Verbindungen verschiedener Stadtteile und der zweifelslos vorhandene Versammlungsort unter dem Marktplatz sind heute leider verschüttet.

Für die Glauchauer Anlagen ist typisch, daß vom Hausleiter eine steile Treppe in einen tieferen Keller führt, der den Ausgangspunkt für die Kuchlabränge bildet. Die Kuchlabränge sind in mehreren Stod- und untereinander angelegt. Die meterbreiten und mannshohen Gänge sind, solange sie noch im Leben stehen, gut ausgemauert und verlaufen in einer Tiefe von 4 bis 15 m unter dem Straßenniveau. Da fast jede An-

lage eine Kuchlabränge nach dem Abgang zu besitzt, war für guten Wasserabfluß gesorgt.

Wer mit der Bahn von Dresden nach Gera oder Hof fährt, verläuft bei einem Aufenthalt in Glauchau nicht, einen Blick in die unterirdische Altstadt zu werfen. Allein die Beschäftigung der hochinteressanten Schloßgänge wäre schon eine Tagereise wert, ist freilich nur mit besonderer Erlaubnis möglich.

Bräutchen in New-York.

Menschenfresser suchen eine Königin.

New York hat wieder seine Sensation. Der ungeheuer reiche König der Zivara-Indianer, Christian I., absoluter Herrscher über einen der reichsten Landstriche der Welt, wird in New York erwartet. Die königliche Hochzeit sucht eine Gemahlin, die ein Leben voller Wonne ganz wie im Märchen an seiner Seite führen soll. Es ist weiter nichts zur Bedingung gemacht, als daß die zukünftige Herrscherin des Zivara-Landes gut kochen können und Amerikanerin sein muß. Sonst kann sie bei einem kleinen wenig Schönheit arm sein wie eine Kirchenmaus; denn die schweren Reichtümer will ihr ja ihr zukünftiger Gatte zu Füßen legen. Allerdings ist ihr etwas dunkler Hintergrund bei der Sache: die neue Herrscherin mußte sich damit abfinden, daß ihr Königreich in furchtbarester Wildnis in den Bergen im Innern der südamerikanischen Republik Ecuador liegt und daß ihre Untertanen — Kopffäger und Menschenfresser sind. Aber zu befürchten hätte sie trotz allem nichts, da König Christian I. seine Landesinder fest am Jügel hat.

Christian I. kam vor etwa 15 Jahren als einfacher Handelsreisender zu den Zivara, die als unglaublich scheu, aber auch als sehr hinterlistig und heimtückisch bekannt sind. Sie verfügen größtenteils noch über ihre primitiven Waffen wie Pfeil, Bogen, Blasrohr und Speere, die sämtlich mit einem furchtbaren und unbedingte tödlich wirkenden Gift präpariert sind. Christian gewann das Vertrauen dieser Menschen und hatte bald

sehr großen Einfluß auf die Handelsgeschäfte des Landes. Durch ein für ihn äußerst glückliches Verlaufs eines Ereignisses wurde er von dem damaligen König der Zivara als „optierter“, folgte diesem nach dessen Ableben auf dem Thron und ward somit anerkannter und absoluter Herrscher.

Das Land der Zivara ist unermesslich reich an Bodenschätzen. So liegt dort z. B. eines der reichsten Goldfelder der Welt; daneben finden sich zahlreiche Edelsteinvorkommen. Ferner erzeugt das Land große Mengen Gummi, Chinin usw. Die gesamte alleinige Ausbeute der Bodenschätze und der Erzeugnisse steht nun dem König zu, wodurch diesem ungeheure Reichtümer zufließen. Er besitzt bereits einen großen Vorrat von unerschöpflichen Smaragden und Rohdiamanten, dessen Wert man auch nicht annähernd schätzen kann. Es ist daher keineswegs übertrieben zu sagen, daß die ausserwählte Königin über Millionen und Abermillionen Einkommen verfügen können.

König Christian hat selbstverständlich auch eine Ahnsee, die zwar nicht groß aber für die besonderen Verhältnisse des Landes außerordentlich wirksam und ge-

eignet ist. Sie ist in der Hauptsache mit modernen Handfeuerwaffen ausgerüstet, mit denen sie ausgezeichnet umzugehen weiß. Daneben werden noch die oben erwähnten herkömmlichen Waffen, die in ihrer furchtbaren Wirkung schon oft genug geschuldet wurden geführt.

Es ist natürlich nichts über den Bestand dieses an und für sich ganz modernen Königreiches zu sagen. Ecuador, in dessen Gebiet das Zivara-Land liegt, hat den König offiziell noch nicht anerkannt. Vielmehr haben sich die Behörden in der Hauptstadt Quito überhaupt noch keine Gedanken über den König der Zivara gemacht, denn die wilde Abgeschlossenheit dieses Königreiches ist nur schwer zu durchdringen. Möglicherweise kommt man in Ecuador einmal auf die Frage, wie man den Reichtum des Landstriches für sich erschließen könnte. Es fragt sich nur, ob man die Möglichkeit hätte, dem zähen und furchtbaren Widerstand der Eingeborenen unter der energiegelichen Leitung ihres Herrschers wirksam zu begegnen. Im gegebenen Augenblick aber würde wohl der als sehr tüchtig gerühmte König sich und seiner ausermählten Königin die ungeheuren Schätze zu retten wissen.

Der „größte Held des Weltkrieges“.

Der Bramarbas des Weltkrieges gefunden. / Der Mann, der mit einem Anhieb 25 Deutsche tötete und 132 gefangen nahm.

Der Bramarbas, also der großprophetische Soldat, der mit ungeheuren Hebenatanten prahlte, ist eine lästige Einrichtung aller Kriege und Völker. Er wurde auch schon häufig dichterisch behandelt, u. a. in der Komödie „Bramarbas oder der großprophetische Offizier“. Die meisten derartigen Phantasien sind aber kleine in Form, so daß sie nur in ihrem eigenen Kreise die Heiterkeit hervorrufen. Es gibt aber auch Bramarbasen von solchem Umfang, daß sie wie die Veröberung des phantastischen Krieges wirken und in die Legende eingehen.

Amerika hat bisher diesen Typus des Soldaten noch nicht gehabt. Die Zeitung „The Summit Herald“, die in Florida erscheint, hat nun das Verdienst, den Urtyp des amerikanischen Bramarbas gefunden zu haben. Leider meint sie es aber ganz ernst und nennt den Colonel Alvin York aus dem Staate Tennessee den größten Helden des Weltkrieges. Sie erzählt derartige Wunderdinge von ihm und in so ernsthaft bewunderndem Tone, daß sie gar nicht das Gefühl für die Lächerlichkeit dieses Märchens haben hat. Den amerikanischen Oberkommandierenden, General Pershing, ruft die Zeitung als Kronzeugen dafür an, daß ihr Colonel York tatsächlich der größte Held des Weltkrieges sei, denn General Pershing hat ihm eine Photographie mit diesem Titel geschickt.

Was hat nun dieser „große Mann“ alles geleistet? Er hat in den Argonnen gegen die Deutschen gekämpft. Und wie hat er gekämpft! Er hat allein mit einem einzigen Anheb nicht weniger als 25 Mann getötet, hat 132 deutsche Soldaten umzingelt (!) und zu Gefangenen gemacht. Dabei hat er aber noch schnell in einem Aufraumen 35 Maschinenengewehre erbeutet. Er hat mehrfach übrigens ganze deutsche Maschinengewehrpompanien allein aufgerieben. Seine Kaltblütigkeit ist geradezu erstaunlich. Als eines Tages eine Abteilung deutscher Soldaten unter Führung eines Offiziers aus dem Schlupfgraben vortrat, hat er allein alle abgeköpft und zwar erst den letzten, dann den vorletzten usw. Und als man ihn fragte, warum er diese eigenartige Taktik angewandt habe, erklärte er, daß er Auerhahnjäger sei und stets zuerst die Rechten abschneide, damit die anderen nicht weglaufen. Die armen deutschen Soldaten, die doch allgemein in der Welt nicht den Ruf genießen, daß sie wehrlos zur Schlachtbank gehen, haben sich das alles gefallen lassen, ohne nur irgendwie Dedung gegen diesen Helden zu nehmen oder sich zu wehren. Keiner von den 132 Mann, die der tapfere Colonel mit der linken Hand gefangen nahm, machte Mistaken, ihm eins auf sein großes Maul zu geben, und es scheint, als wenn alle mit schlotternden Knien vor diesem gewaltigen Achilles gestanden und um ihr Leben gefleht haben.

Der „Summit Herald“ weiß noch allerlei andere reizvolle Scherze des modernsten Bramarbas zu berichten. So war er früher der gefürchtete Kaufmann von Kentucky. Als der Weltkrieg kam, war seine „große Chance“ zu Ruhm und Ehre gekommen. So zieht ein drager Renommist und Maulheld in Amerika in die Ruhmeshalle der Legende ein zur Erbauung aller ähnlichen Geister, wie sie in der Redaktion des „Summit Herald“ zu finden sind und die Weltgeschichte vom „Summit Herald“ aus betrachten. Unsere deutschen Soldaten aber, die ohne Ruhmbedürfnis und Großsprecherei alle Qualen des Krieges ertragen haben, und sich gegen mehr als einen solchen Soldaten stets flegelhaft behauptet haben, werden die Geschichte dieses gewaltigen Kriegsmannes mit schamlosendem Lächeln lesen, denn sie wissen, was sie davon zu halten haben.

Buntes Allerlei.

Als man den Tee noch nicht kannte.

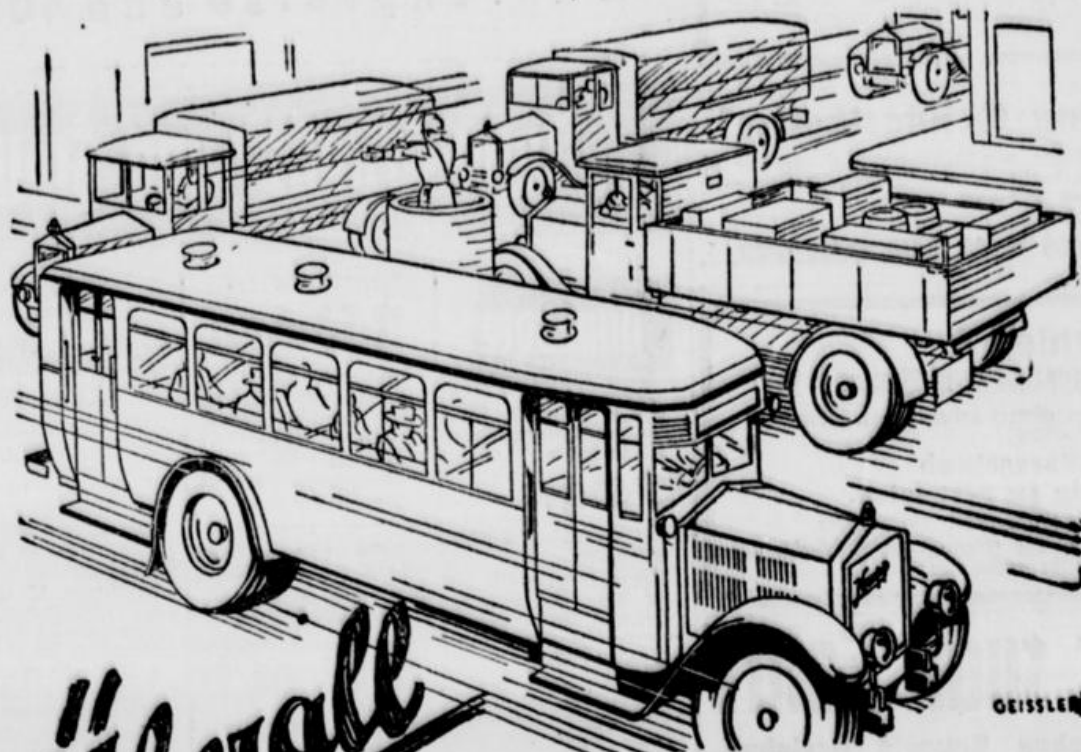
Als der Tee zuerst in Europa eingeführt wurde, gab es viele Leute, die nicht damit umgehen konnten. Sie stochten die Teeblätter, gossen das Wasser weg und aßen die Blätter. Noch heute wird aber der Tee in Tibet auf höchst merkwürdige Weise bereitet. Dort trinkt man ihn nämlich von vier Stunden bis zu vier oder fünf Tagen! Dann wird ein wenig von der schwarzen Flüssigkeit, eine Tasse gelut, frisches kaltes Wasser aufgegeben, ein wenig Soda und ein Stück zanziger Butter dazu gegeben, und der Tee ist fertig. Von Gladstone, der sehr kalten Tee zu trinken liebte, wird erzählt, daß er eine halbe Tasse Tee mit zu Bett zu nehmen pflegte und während der Nacht trank.

Wir all werden die Vögel?

Kleine Singvögel haben meist eine Lebensdauer von zwölf bis zwanzig Jahren. Krähen und Raben aber werden hundert Jahre alt; Walddauben bringen es auf vierzig Jahre. Der Aukad lebt etwa fünfzig Jahre; der Storch dreißig bis fünfundsiebzig, die Schwäne fünfzig und der Schwan annähernd achtzig. Die größte Langlebigkeit hat der Papagei.

Weltrekord an Telefonen.

Den Weltrekord an Telefonen hält mit 800 Fernsprechstellen bei nur 500 Einwohnern die Stadtankast, deren selbständiges Fernsprechnetz neudrings in Gebrauch genommen wurde.



Überall

KRUPP
SCHNELLASTWAGEN
UND OMNIBUSSE

Im Stadt- und Überlandverkehr Deutschlands und zahlreicher fremder Staaten seit Jahren eingeführt und bewährt.

Eine Extraklasse der deutschen Automobilindustrie. Kraftvolle Fahrzeuge von höchster Vollendung. Außerordentlich einfache Bauart. Unverwundliches Material. Günstigstes Eigengewicht. Ausgeglichener ruhiger Gang. Hohe Schnelligkeit und Zuverlässigkeit. Sehr geringer Kraftstoff- und Ölverbrauch.

Generalvertretung:

J. PICKER jr., Automobil-Vertriebs-Zentrale
Fernsprecher 41400 MUNSTER I.W. Wollbeckerstr. 11

So sind mit der Zeit die Ecken in den Ader gekommen.
„Alle Hochachtung, Herr Wirt! Ich zweifle nicht, daß sich Eure Gutherzigkeit reichlich gelohnt hat.“
„Direkt nicht, aber indirekt. Wir haben keinen Lohn erwartet, aber Gott hat es seltsamerweise gefügt, daß der Ader uns auch reichen irdischen Lohn eingetragen hat und noch weiterhin einträgt. Denn wisset, so wie Euch, so ist noch jedem Fremden der neuneidige Ader in die Augen gefallen. Und die Leute, die die Geschichte kennen, wie der Ader neuneidig wurde, kommen immer wieder, schauen sich das seltsame Felsstück an und machen sich ihre Gedanken dabei. Und all diese Leute, deren Wiederkommen ich nur dem Ader zu verdanken habe, machen eine gute Zeche, von der ich meinen redlichen Gewinn habe, den ich sonst nicht hätte, wenn der Ader noch vieredig wäre wie früher.“
„Es bleibt ewig wahr, Herr Wirt: Wohlstand trägt Jinsen, ob so oder so.“
„Ja, und ich hab mir schon oft gedacht: Wenn es überall neuneidige Ader gäbe, hätten wir den Himmel schon auf Erden.“

Bade im Auto.



Die Badewanne im Auto ist das Letzte, was zur Bequemlichkeit noch gefehlt hat.

Der bekehrte Prahlhans.

Niederheinische Schnurre.

Von Peter Backes.

Allerhand Räuze bescheint des Herrgotts liebe Sonne. Die einen bleiben ein Räuz ihr Leben lang und werden vereinsamte Sonderlinge, die andern packt das Leben auf eigenwillige Weise an und lehrt sie zum Bessern, sobald noch etwas Brauchbares aus ihnen wird.

Ein solcher Räuz, der sich zuletzt auf seine Verschrobenheit besann, war Michel Bertram, der in einem niederheinischen Städtchen unterhalb Düsseldorf daheim war. Er besaß den einen Kapitalfehler, daß er gerne von sich reden machte, daß er den Himmel in den Dorfpfuhl hineinlog und mit dem prahlte, was er gar nicht besaß. So konnte er an Kirchmessen gewichtig mit der Hand in der Tasche klumpen, sobald es klang, als trage er die Goldnägeln nur so zum Verpraßen bei sich; doch wenn er später zu irgendeiner „Kunde“ verpflichtet wurde, erwies sich das Klumpen als ein Widerhall von wertlosen Mägen. Dann verlachte man ihn und zog ihn in den Mittelpunkt harmlosen Spottes hinein. Kurz also: Michel Bertram war ein Großsprecher und Prahlhans, der scheinen wollte, was er nicht war. Bis ihm dieses Prahlens einmal gründlich ausgekehrt wurde. Und das kam so:

Ein wundervoller Abend, der alle Schwere und Süße eines Sommerabends in sich barg, lag über der niederheinischen Landschaft. Das letzte Sonnenblinzen ruhte verschwenderisch gleichend in Gassen und an spizen Häusergiebeln und wob einen sonntäglichen Frieden um Städtchen und Menschen. Da schlug breit und herb aus den geöffneten Fenstern des Wirtshauses eine Lache in diese stille Freude: um roh gefügte Tische saßen die Burschen beim Kartenspiel. Harte niederheinische Gesichter, durchfurcht wie die Berggädel im Frühling, aber ein Leuchten im Bild und ein Rischen um die Mundwinkel. Und dann überschattete immer mehr der Abend das weite Tal. Immer mehr schritt die Sonne, ein schimmerndes Gewand über die Schultern gerafft, hinter dem Horizont zur Ruhe Glodenfingern schwang friedvoll durch den Abend, und weit hinein kam der Mond wie eine große Leuchte hervor und verstrickte sich in dem Geäst schlanker Pappeln. Und als die Nacht hereinbrach, als die Lichter in den Häusern mählich erloschen, da klang auch das Treiben im Wirtshaus aus. Als letzte Schritte Michel Bertram und Jupp von den Höfen über die nachtsille Straße des Städtchens heim.

Michel Bertram schwankte unsicher im Arm des andern. Doch das hinderte ihn nicht, ja es beschwingte ihn gar, wiederum einmal den Jupp von den Höfen durch aufgeschlägten Reden in Erstaunen zu versetzen. Und er ließ sich keineswegs davon abbringen, daß er es dem „Wellems Franz heimzählen“ wolle, diesem Erzschelm, dem Banditen und Ehrabschneider. Der habe ihn nicht umsonst damals beim Kirchweihfest zum Gespött der Leute gemacht, er werde ihn augenblicklich aus dem Bett holen und ihm den Rücken bläuen, daß ihm Hören und Sehen vergehe. Dabei polterte Michel Bertram derart, daß in den Häusern der Straße, durch die sie schritten, hier und da Lichter verflört aufblinzelten und sich Köpfe an den Fenstern zeigten, die nachschauen wollten, was es branten zu so später Nachtstunde noch gebe. Doch als sie den betrunkenen Michel Bertram schwablonieren hörten, schlossen sie sich wieder die Fenster.

Jupp von den Höfen grinste in sich hinein. Er versuchte den Postlernden gütlich zu beruhigen. Doch je mehr Jupp von den Höfen auf ihn einredete, desto mehr rebete der sich in seiner Ehre gekränkt Fühlende in Verbitterung hinein. So kamen die beiden dem Haus Franz Wellems immer näher. Und da fuhr Jupp von den Höfen, der des andern großsprecherische Art kannte, seine trefflichere Ratione auf: „Wellems Franz wird soeben mit dem letzten Zug aus Düsseldorf angekommen sein“, versicherte er treuherzig, „der wird also noch Licht haben und zu Nacht essen. Er wird auch ahnen, daß du ihm die Kränkung heimzählen wirst und gewiß den Knecht beauftragt haben, ihm mit der Fuhrleine Arme und Beine zusammenzubinden, auf daß es dir leichter wird, dein Mütchen zu kühlen. Das wird er gewiß getan haben. Aber nehmen wir einmal an, er hätte vergessen, dem Knecht den Auftrag zu geben und er würde dich sogleich mit einem derben Knüttel empfangen und dir derart den Rücken gerben, daß dir für lange Zeit dünnle, Kirchweih und Ostern sießen auf ein und denselben Tag, daß du dich wie ein winselnder Hund davonmachen müßtest und des Franzens Lachen noch obendrein hinter dir herkriechen würde, nehmen wir das einmal an, was würdest du dann tun?“

Michel Bertram schwieg. Er schwieg immerzu, sagte Jupp von den Höfen fester im Arm und bog mit ihm in eine Seitengasse ein, um so des Wellems Franz Haus zu umgehen. Und in langgezogenem, niederheinischem Dialekt bedeutete er dann, daß es Zeit zur Nachtruhe sei, worauf er leise durch die Haustür in seine Schlafkammer verschwand.

Aber des Jupp von den Höfen Lachen lief hinter ihm her. Und am nächsten Morgen lief dieses Lachen durchs ganze Städtchen, wochenlang wollte es nicht zur Ruhe kommen. Überall klang es breit und aufdringlich Michel Bertram entgegen, sobald er sich still davonmachte, wenn es ihm nur begegnete.

Seitdem ist Michel Bertram ein anderer geworden.

Ein Riesenbär.



Der Bärenzwinger des Berliner Zoo wurde durch ein wertvolles Exemplar der größten lebenden Bärenart bereichert. Der Riesenbär stammt aus Alaska und wiegt nicht weniger als 14 Zentner. Unser Bild zeigt den Riesenbär in seiner vollen Höhe von über 3 m aufgerichtet.

Heitere Welt.

Das Zeugnis.

Vater zum Sohne: Bei Durchsicht deiner Zeugnisse komme ich zu der Einsicht, daß es in jeder Hinsicht die Vorzeit gebietet, dir ohne jede Rücksicht jede Aussicht auf weitere Nachsicht zu nehmen.

Kredit.

Bettler: Bitte um eine Gabe.
Herr (vorübergehend): Keine Zeit. Morgen.
Bettler: So eine Frechheit. Auch noch Kredit bei diesen schlechten Zeiten!

Die Versicherung.

Beschäftigter Kaufmann (zu einem Besucher): Was wünschen Sie? Lassen Sie sich kurz. Ich hätte Sie gar nicht vorgelassen, wenn Sie mir nicht hätten sagen lassen, Ihre Sache ginge auf Leben und Tod. Also?

Besucher: Ich bin Versicherungsagent. Wie wäre es mit einer Lebensversicherung?

Radio.

„Ich habe jetzt ein Radio angeschafft, damit meine Kinder abends nicht ausgehen.“
„Da bleiben sie zu Haus?“
„Ja, erst wenn der Anrufer „Gute Nacht“ ruft, gehen sie los.“

Der Künstler.

In einem Provinztheater wird ein neues Stück einstudiert. Der Regisseur verteilt die Rollen und weist dem Schauspieler Josef Nachtleben eine Dienerrolle zu. Empört erklärt dieser: „Das ist eine Belächelung!... Man zahlt mir dreißig Mark, und ich soll Diener spielen! Für dreißig Mark verkauft Josef Nachtleben seine Ehre nicht!... Niemals!... Fünfunddreißig — das ist was anderes!“

Der Bekehrte.

Der Lehrling Moritz liest in einem Detektivroman. Er steckt ihn, als der Chef eintritt, mit hoher Geschwindigkeit in die hintere Hosentasche — aber das Buch ragt etwas daraus hervor.
Der Chef bemerkt es, sieht ihn eine Weile stumm an und sagt schließlich: „Moritz, womit lesen Sie eigentlich?“

Die Straßenbahn.

„Ein Skandal ist das mit eurer Straßenbahn. Wieder kein Platz mehr frei. Ihr müßt eben mehr Wagen einstellen.“
„Ne, Herr, die Wagen sind nicht zu wenig. Bloß die Fahrgäste sind zu viel.“

Verantwortlicher Schriftleiter: J. Hom.

Nr. 32.

Der Bettler an der Himmelstür.

Von Gustav Halm.

Ein Bettler war gestorben und wollte ins Himmelreich eingehen, dessen er sich sein Leben lang getötet hatte, wenn es ihm bitter ging. Aber da er nun kam und vor dem höchsten Richter stand, sah ihn der wohl groß und erbarmend an, segnete ihn aus, sprach aber: „So gern ich dich aufnehme in meine Herrlichkeit, ich kann's nicht; denn hast du nicht des Reichen gekostet, der vorüberging und dir nichts gab? Hast du nicht Steine geworfen nach dem Hund, den es deines Brotes gelüftete, — und war doch auch mein Geschöpf und litt Not gleich dir? Hast du nicht die Blumen in der Wiese niedergetreten, weil sie bunt und duftend standen und dein Kleid war misfarben und gerumpelt? Und hast du nicht die Faust geballt wider den Himmel und konntest doch nicht wissen, weshalb ich dir zu leiden gab und anderen, sich zu freuen?“

Da nun Gott schweig, fragte sich der Bettler verlegen hinterm Ohr und wußte erst eine Weile nichts zu sagen. Dann sagte er sich ein Herz und meinte: „It's mir doch all meiner Weile zum Erbarmen schlecht ergangen, ich hab Hunger und Durst erlitten, — und nun willst du mich ausschließen von Deinem Himmel?“ — „Das will ich nicht“, antwortete der liebe Gott, „nur, wie du da bist, kann ich dich nicht hineinnehmen, du mußt geläutert werden, ehe du unter meine Engel und Heiligen trittst.“ — „Ja, das kenne ich!“ rief da der Bettler, „die Zeit, da ich auf Erden lebte, hab ich's genossen, sie nannten's Besserungsanstalt, Fürsorgeziehung und Zwangsarbeit! Und so soll denn das Elend von neuem ansetzen, nun ich glücklich durch das Tor des Todes bin?“ Und er seufzte tief. Da lächelte der liebe Gott, legte ihm die Hand auf und sprach: „Nichts von all dem soll dich bedrücken, armer Schläder, sondern du selbst magst dir ausuchen, wie du die Zeit zubringen willst, bis du der Seligkeit würdig bist!“ — „Gott vergelte Euch“, sagte der Bettler, — „da wußt' ich mir wohl einen Platz, auf dem es auszuhalten wäre bis zum jüngsten Tag! Vergönne mir, daß ich auf dem Prellstein vor der Himmelstür sitzen mag und die anbeteln darf, die hineinwollen, wie auch die, die hinausgehen.“ — „Es sei“, sagte der liebe Gott und lächelte gütig, „da sehest dich nur auf den Stein und lägst dir die Weile nicht lang werden!“ — „Auch dagegen wüßte ich ein Mittel“, sagte der Bettlermann, „so gestattet mir noch, daß ich des Monats einmal auf einen Tag zur Erde zurückkehre und mich der Almosen freuen darf, die man mir gab.“ — „Auch das sei dir gewährt“, sagte der liebe Gott, „wende deine Zeit wohl an, so wird die Frist bald vorüber sein.“

Es nahm also der Bettler seinen Platz vor der Himmelstür ein und sah den lieben langen Tag und sah die Nacht, und kein Schlaf kam in seine Augen. Und Tag und Nacht zogen die Menschen an ihm vorüber, die einen zu Geruch und Seligkeit, die andern zu Qual und Verdammnis. Und einem jeden von ihnen breitete er sein Köpfelein hin und plärte seinen Spruch, aber nicht ein jeder gab ihm was. — „Brauch's selber“, sagte der eine, — „wer weiß denn, ob nicht im Himmel noch eine Opfergabe mich retten kann — nötig wär's!“ — und ging vorbei und kam bald schon zurück; da spie er den Bettler an und sagte: „Deinetwegen muß ich

in die Flammen, du Hund! Sätt' ich's gewußt, ich hätte dir's gegeben, denn eines Hellers Gewicht fehlte mir; aber nun sollst du's gerade nicht haben, erst recht nicht!“ — „Kann dir nichts ablassen“, sagte ein anderer, „erst muß ich sehen, ob das Himmelsgeld so köstlich ist, wie das irdische, so klar wie Honig, so süß, so goldengelb wie er, — ob es so lieblich klingt und ob man's in einen Kasten raffen kann und verschließen und Tag und Nacht darüber wachen. Wenn das ist, will ich dir wohl durch einen Engel ein wenig von diesem nach draußen schicken.“ — Und kam er dann nach kurzem zurück, bestürzt, gerichtet, — so preßte er sein Gold nur enger an sich und lief vorüber, als jage man ihn mit Peitschenhieben. — Kam wohl auch einer, der sagte: „Hab nicht Geld, nicht Gut. Aber ein Stößgebetelein will ich für dich tun, mag sein, Gott tut dir die Tür einen Tag eher auf!“ — dem

gute Kost und ein geringes Vergnügen wieder her, aber wenn er mitten darinnen war, wenn er sich recht freuen wollte, so überkam es ihn, er schüttelte den Kopf und wußte nicht, weissen er hatte froh sein wollen; denn er sah den Himmel vor sich und Gottes Antlitz und die Qual der Verworfenen; da taumelte er jäh aus dem Vergnügen heraus, suchte die Armen auf, deren Übergenug an den Kirchen und Straßenecken zu finden waren, gab ihnen von dem Seinigen, trug's in die Spitäler und Waisenhäuser, — und wenn er spät in der Mitternacht seinen Platz an der Himmelstür wieder einnahm, so war alles vertan, was er einen Monat lang von den Seelen der Toten gesammelt.

Nun geschah es einmal, daß er einen langen, langen Monat hindurch nicht für eines Hellers Wert, nicht soviel, wie das Schwarze unterem Nagel, mit seiner Kunst erwarb. Er mochte sich

Bachwaschen am Ostersonntag.



Eine uralte Sitte in Oberpfälzen ist das Bachwaschen am Ostersonntag. Die Dorfbewohner ziehen vor den Ort, waschen hier kurz im Bach und verharren dann einige Minuten im andächtigen Gebet.

sagte er von Herzen sein „Vergelt's Gott tausendmal!“ und war's zufrieden. Es kam auch wohl ein Engel vor die Pforte, der zupfte sich eine silberne Feder aus dem Fittich und gab sie ihm, der schenkte ihm ein goldenes Palmblatt, der wieder reichte ihm einen Becher mit erfrischendem Trank. Es zogen auch Menschen des Weges, die ein Almosen für ihn übrig hatten; viele von ihnen sah er nicht wieder, sie blieben hinter den Fingeln des hohen, goldenen Torres, — andere kamen bekümmerten Antlitzes zurück, sahen zu ihm auf und riefen ihm zu: „Sete für mich!“ und er nidete ihnen zu und gedachte ihrer, wenn er seine Gebete betete.

Einmal aber im Monat flog er zur Erde hinab und mischte sich unter die Menschen. Da gab er, was er vor der Himmelstür erworben, für eine

dreien, sich winden, mochte jammern und winseln, Fürbitte geloben und Völlen treiben, — alle kehrten sich von ihm ab, nicht einer war, der ihm auch nur einen Stüber gegeben hätte; und es mochte ja wohl sein, daß es lauter Arme waren, die zu dieser Zeit das Los getroffen hatte. Da sah er mit Grausen seinem Erdentag entgegen, denn das wußte er wohl, wer da ohne einen Pfennig unter die Menschen trat, den Riefen sie aus ihrer Mitte und hatten kein Erbarmen mit ihm. Und also dachte er, daß er einen gar bösen Tag erleben würde.

Wie nun die allerletzte Stunde kam, sah er traurig über seinen Hut gebüht, dachte an sich, doch auch an die anderen, zu denen er heute mit leeren Händen kommen würde, und waren's doch gewohnt, daß er ihnen Gaben zutrug, — grad da also ging noch einmal die Himmelstür auf und

Am ehm Heiliger heraus, einer, der sich's ausge-
beraten hatte, einen Tag unter die armen Seelen im
Fegefeuer zu geben und sie zu trösten. Dem hielt er
keinen Hut unter die Nase, murmelte sein Spruch-
lein und setzte hinzu: „Seht, Herr Heiliger, einen
ganzen Monat schon schind' ich mich und plad' ich
mich und soll nun ohne eines roten Hüllers Wert
zur Erde steigen, — das geht doch nicht an, das
müßt Ihr einsehen!“ — „Freilich seh ich's ein“,
sagte der Heilige, — „aber was will ich tun?
Glaube mir, Bruder, ich habe nichts bei mir, das
ich dir reichen könnte.“ — Da sie nun noch einander
ankauten, der eine wußte nichts, der andere auch
nicht, — da auf einmal lächelte der Heilige, nahm
seinen Heiligenschein herunter, wie man wohl auf
Erden, wenn's heiß ist, den Strohhut abnimmt,
und bot ihm den dar und sagte: „Da, nimme, er
sieht aus, wie Silber, vielleicht ist's welches, da
sieh nur zu, was du dafür bekommst, und laß dich
nicht übers Ohr hauen!“ — „Tausendmal vergelts
Gott“, sagte der Bettler, nahm den Heiligenschein,
belaß und befehlte ihn und schob ihn unter den
Rock, — „Herr, betet für mich, ich hab's wohl nö-
tiger, denn Ihr!“

— Da es nun Morgen ward und er zwei-
schen den Häusern stand, — da verlangte
ihn sehr nach einer warmen Kost. Er
ging also zu einem Gold- und Silberwarenhändler,
dem bot er den Heiligenschein zu kaufen an. —
„Hm“, machte der, setzte zwei Brillen auf, prüfte,
hämmerte, bog, befehlte und berodh das runde
Ding, tupfte eine Säure darauf und noch eine, wog
es, befehl es wieder und sprach: „Sieht aus wie
Silber, das Ding, aber gestempelt ist's nicht. Ist
auch kein Silber, ist weder Zinn noch Zink, ist
überhaupt nichts Ordentliches, und riecht, als hät-
te Ihr's in der Kirche geklaut, Ihr sonderbarer
Heiliger, Ihr! Ich kann's nicht brauchen, was soll
ich damit? Es ist ja nicht einmal verfertigt!“ —
Geh zum Trödeljuden, der kann alles brauchen!“

Da trug er's zum Trödeljuden, der nahm es.
Dag es hin und her, befehl's durch die Lupe und
sagte: „Ei sei, wird' ich arm, wenn ich Geld dafür
gab! Gebt's einem Kind, es mag damit spielen,
zu sonst ist's nichts nutz, Mann, nichts nutz!“ —
„Selber Nichtsnutz!“ sagte der Bettler, reichte den
Heiligenschein wieder zu sich und wanderte weiter,
bis er an eine Kirche kam. Da gedachte er der
Worte des Jubilars und sprach bei sich: „Der
Pastor wird's brauchen können, dem biet' ich's
an!“ Also ging er zum Pfarrhaus und pochte an
und ward eingelassen.

„Ja, mein guter Freund“, machte der Pfarrer,
„das weiß ich Euch nicht zu deuten, was Ihr mir
da bringt. Es konnte wohl ein Teller sein, aber
dazu ist's wieder zu flach. Silber ist es nicht, es
klingt nicht, und ein Altertum scheint es auch nicht
zu sein. Ja, was machen wir da? Es wird's nie-
mand brauchen können, mein Lieber, es ist ein
ganz und gar unpraktisches Ding, — da, — nehmt
es nur wieder an Euch!“

Da stand er nun wieder auf der Straße, drehte
das Ding in seinen Händen und dachte nach, was
er anfangen sollte. Indem tat es einen harten
Schritt hinter ihm, etwas raschelte und flirrte, und
da er aus alter Gewohnheit erschrocken zusammen-
fuhr und sich umdrehte, — wer stand hinter ihm?
Der Gendarm! — „Allo!“ rief der und packte ihn
beim Kragen, „wen haben wir denn da? Und
auf freier Tat ertappt! — Keine Widerrede!
Hab' ich's nicht mit Leibesaugen gesehen, wie du
zusammenhast, du Spitzbub? Also marsch, ins
Spritzenhaus!“ — Und nichts half ihm, er mußte
ins Spritzenhaus.

Nicht lange, so ward er vernommen. „Ein
rechter Lump“, sagte der Bürgermeister. „Ein
Langfinger, wie er im Buch steht! Name un-
bekannt, Heimat: das himmlische Vaterland, —
na ja, das kennt man ja. Aber das werden wir
gleich haben! Rufen Sie den Juwelier, bei dem
hat er das Ding gestohlen, das sieht man doch!“
Und richtig, der Juwelier wurde gerufen. „Nein“,
sagte der, „bei mir hat er's nicht gestohlen, ich
führe nur echtes Silber, es hat keinen Stempel,
sehen Sie? Mir scheint eher, daß er's vom Juden
hat, der führt solches Zeug, bei mir hat er's schon
loschlagen wollen!“ — Es ward also der Jude
geholt, zu dem sagte der Bürgermeister: „Zu-

Start zum Osternussflug.



Vom Flugplatz Heston in England starteten 20 Privatflugzeuge, von denen einige von weiblichen Piloten gesteuert werden, zu einer Ostertour nach dem Festland. Der auf zwölf Tage berechnete Flug soll u. a. Calais, Brüssel, Köln, Wien, Prag Berlin und Amsterdam berühren.

besenn! Das ist aus deinem Trödelkram! Es ist
nachgemachtes Silber!“ — „Ei weiß“, sagte der
Jude, „Talmi führ' ich nicht, was ich hab', ist das
Beste vom Besten: aber verschaffen hat er's wollen
bei mir, der Lump, ich hab's nicht gewollt, es
wird gestohlen sein beim Herrn Juwelier, der hat
noch mehr Silber, das seems ist!“ — „Ja!“ sagte
der und wollte dem Juden an den Hals, aber der
wies nach dem Bettler und sagte: „Der ist der
Spitzbub“, nicht ich, ich bin ein ehrlicher Mann!“
— „Ja“, sagte der Juwelier, „es merkt's nur nie-
mand! — Aber, wenn's von mir nicht ist und von
ihm nicht, so verbleibt nur noch eins: Habt ihr
nicht gerochen, wie das Ding nach Weihrauch
riecht? Also hat er's wohl aus der Kirche ge-
stohlen oder aus der Sakristei! Da fraget nur den
Herrn Pfarrer! Und somit Gott befohlen, mir
preßiert's!“ Da schickte sie zum Pfarrer, der kam
auch gleich, sah den Bettler an und sagte: „Also
so tief bist du gesunken? Dacht' ich mir's doch!
Aber, nun besenne!“ — Da sagten sie ihm, es habe
jener eine silberne Platte gestohlen, sie möchte
wohl aus der Kirche stammen. — „Nein, nein, dem
ist nicht so“, sagte der Pfarrer. „Aber wolleth Ihr
wissen, wo er sie entwendet hat, so fraget nur beim
Juwelier nach, der wird's Euch sagen!“ — „Nun
ist's aber genug!“ rief da der Bürgermeister,
„sollen wir uns narren lassen von diesem offen-
baren Spitzbuben und Gaunergeist? Ins Ge-
fängnis soll er und nichts zu essen kriegt er, bis
er bekennet, wie er zu dem Ding da gekommen ist!
Weg mit ihm!“

Und also ward er abgeführt und ins Loch ge-
steckt. Und sah über den Mittag da und den Nach-
mittag und den Abend. Und hatte einen gar
jämmerlichen Fasttag. Mit ihm war noch ein
weiter da, ein erbärmlicher Mensch, der war
leichenblass und schlotterte an allen Gliedern; der
wintte ihm und sagte: „Nimm nur mein Brot, ich
mach's nicht lange mehr, was tut's? Dir ficht
der Hunger aus den Augen, ich dich satt, so es
reicht.“ — Das ließ der Bettler sich nicht zweimal
sagen, und eh' er sich umgesehen hatte, war das
Brot verzehrt. Nun hätte er gerne dem anderen
auch ein Gutes getan, setzte sich also zu ihm an
die Pfütze, hielt ihm die Hand und redete ihm
zu, es möchte wohl wieder besser mit ihm werden,
dann komme er in Freiheit und sei ein glücklicher

Mensch. — „Nein, nein“, sagte der andere „es ist
vorbei, es ist aus mit mir, ich hab' zum längsten
gelebt.“ — Ob er denn vorbereitet sei, vor den
Richterstuhl Gottes zu treten? — fragte ihn der
Bettler. Des lachte der Kranke, was wisse er von
Gott und Gericht? Ihn schere das nicht, er frage
ab, wie er gelebt, wie ein räubiger Hund! — Und
wollte aller Zuspruch nichts nützen.

Da legte ihm der Bettler den Heiligenschein auf
die Stirn, der Kranke schloß die Augen, holte tief,
tief Atem und sprach: „Du redest mit mir, wie
meine Mutter, Freund. Das ist lang her, daß mir
einer von Gott erzählte. Aber sie hat's getan, da-
mals. Da sprich nur weiter, es ist eine so schöne
Erinnerung!“

Und der Bettler erzählte weiter und weiter,
er erzählte ihm, wie er selbst schon vor dem Ge-
richte gestanden und nicht würdig befunden sei, und
von den vielen sprach er, die den Weg zurückgehen
müssen, den sie kamen, — der Kranke hörte zu und
bettelte manchmal: „Weiter, sprich weiter!“ — und
endlich riefen sie den Gefängnisdiener, der holte den
Pfarrer, und ehe die Mitternacht schlug, predigte sich
der Kranke aus, faltete die Hände und tat seinen
letzten Atemzug.

Da sie sich noch um ihn bemühten, war plötzlich
der Bettler vor ihren Augen verschwunden und das
silberne Ding mit ihm. Und soviel sie nach
ihm suchten und ihn ausschellen ließen, — er kam
nicht wieder. Und sie sagten, er hätte die Gelegen-
heit wahrgenommen und sei ihnen durch die Lap-
pen gegangen; und das war er ja auch.

Denn da er nun zum Himmel aufstieg und sich
an seinen alten Platz setzen wollte, ward plötzlich
das Himmelstor weit aufgetan. Da rekte er sich
auf den Zehen, denn er dachte, es käme ein ge-
waltig großer Herr, ein Erzengel etwa oder ein
Kirchenvater, und er wollte doch auch etwas sehen;
aber niemand kam. Statt dessen vernahm er eine
Stimme, die rief ihn an, und da er „Ich höre!“
sprach, redete sie zu ihm und sagte: „Tritt nun
herein, der du für den Himmel reitest. Tritt her-
ein und trage selbst den Keil, den du dir erwarbst!
Zu Ende ist deine Prüfungszeit, so nimm ein den
Platz, der dir bereitet ist von Anbeginn!“

Und also räumte er den Platz vor der Himmels-
tür und sitzt vor Gottes Thron in Ewigkeit. Und
den Heiligenschein, den trägt er auf dem Haupte.

Frühling.

Novellette.
Von
Harry Wien.

Eva nahm die Hände von den Tasten der
Schreibmaschine, ging durch das Büro und öffnete
das Fenster.
Niemand achtete darauf als der junge Pro-
kurist Danegger. Er drückte den Firmenstempel,
den er auf ein Formular setzen wollte, nicht
nieder, sondern beobachtete Eva. Sie beugte sich

ganz weit hinaus, lufthungrig und lüftunggrig.
Die Sonne, die auf ihr blondes Haar schien,
machte es so hell, daß es die Farben der Aehren
auf dem Felde befehl.

„Der Frühling kommt. Sie hält es nicht mehr
aus in der Stadt. Sie läuft uns gewiß davon.
Das Bauernblut in ihr treibt sie hinaus, dorthin,

wo jetzt die Acker grünen und der neue Saft in
den Dorfwalden klopft“, dachte er.

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl gerückt,
und einer der Chefs rief Eva zum Diktat. Sie
löste sich so zögernd vom Fenster, als kostete es
sie große Kraft, sich abzuwenden. Danegger sah,
ihre Augen tasteten noch immer die Ferne ab.
Sie ging unsicher über den glänzend gewiderten
Fußboden. Danegger dachte: „Im Walde, auf den
Landwegen, durch eine Birkenhauser wird sie mit
sicherem Schritte gehen. Dieses Mädchen ist
nicht fürs Büro geschaffen. Sie ist wie ein Baum,
der nur blühen kann in freier Natur, und der
verdorren muß inmitten einer Welt, in der sich
die Steine häufen.“

Als der große Zeiger an der Wanduhr die
Stunde des Bürochlusses anzeigte, verließen die
Chefs und die Angestellten das Kontor. Nur
Eva sah noch an der Schreibmaschine. Das
Diktat ihres Chefs war ein Eildiktat gewesen.
Struwe, der Bekehrte, sollte warten und ihm das
fertig abgeschriebene Manuskript folgerecht hinaus
in seine Privatwohnung bringen.

Noch als Danegger im Treppenhaus stand
und sich eine Zigarette anzündete, klang Evas
Schreibmaschinengelapper an sein Ohr. Er
ertappte sich dabei, daß ihn Mitgefühl für dieses
Mädchen überkam, das schreibend drinnen saß,
und das — er wußte es wohl — seine Umgebung
wie Kerkerwände empfand. Hier war sie heimat-
los und auch dort, wo der Geburt noch ihre
Heimat war. Den Hof hatte nach des alten
Bauern Tod ihr Bruder geerbt. Er war herunter-
gewirtschaftet und sein Ertrag reichte kaum aus,
den neuen Bauern mit seiner Familie zu ernäh-
ren. Eva — überdies zu schwächlich für Land-
und Bauernarbeit — mußte das Haus verlassen.
In einer Handelsschule erlernte sie Schreib-
maschine und Stenographie. Ihre kaufmännischen
Taleute waren keine bedeutenden, und hätte sie
nicht in dem Prokuristen Danegger einen so ge-
duldigen und nachsichtigen Vorgesetzten und Be-
rater gehabt, so wäre es ihr wohl schwer ge-
worden, in dem großen Büro, in dem von jedem
Angestellten hohe Leistungen verlangt wurden,
ihren Posten zu behaupten.

Danegger tat ein paar Züge aus seiner
Zigarette. Dann ging er eilig die Treppe herab,
um Evas Maschinenschreiben nicht mehr hören zu
müssen. Irigendwie empfand er es als einen
Vorwurf gegen sich, obgleich er in Wahrheit
weder die Macht noch das Recht befehl, die Dispo-
sitionen des Chefs umzuwerfen. Er beschwichtigte
sein beunruhigtes Gewissen, indem er dachte: „Ich
werde sie zum Sonntag zu einem Ausflug in die
Umgegend einladen, um sie für die Spätarbeit
von heute zu entschädigen.“

Im Schwarm der Sonntagsausflügler, die auf
der letzten Hochbahnstation den Zug verließen,
waren Danegger und Eva. Sie schritten weit
ins Frühlingsland hinein, und Danegger lächelte,
als er bemerkte, wie fest und sicher Evas im
Kontor so unsicherer Fuß hier über die braune
Erde ging. Sie nahm den Hut ab, und der Wind
trieb ihr das kurze, helle Haar wie eine Flamme
über der Stirn empor. Sie gingen rasch, und diese
frische, schnelle Bewegung rötete ihre Wangen
und machte auch ihre kleinen Ohren rot. Danegger
freute sich an ihr und sprach zu sich selbst: „Wie
eine Blume blüht sie hier neben mir auf in der
guten Luft, der guten Sonne und dem würzigen
Dufte der Felder und Wiesen kommt.“

Ein Schmetterling, zitronengelb, flog ihr an
die Schulter.
„Halten Sie ihn fest, Eva“, rief er ihr zu.
Wirklich schloß sie behutsam ihre Hand um ihn.
Aber nur einen Augenblick ließ sie seine dünnen
Flügel gegen ihre Finger zucken. Dann gab sie
ihn frei. Und Danegger verstand das: die leichte,
gaulende Wesen sollte nicht gefangen sein wie sie,
die sich täglich zwischen Stenogrammblock und
Kopierpresse als eine Gefangene empfand.
Und ein Gefühl der Zärtlichkeit für das junge
Geschöpf an seiner Seite, in dem sich hier, unter

dem hohen, weiten Himmel, beim Pfeifen der
Stare und dem knospenden Gezwig, eine heitere
und befreite Seele offenbarte, erfüllte ihn ganz
und erfüllte ihn stark. Sie, die ein Kind der
Natur war, wollte er behutsam wie eine Pflanze,
die man mit den feinen Wurzeln ins Erdreich
legt, der Natur zurückgeben. Er sah — hier
draußen — noch eine kleine Meile von der letzten
Hochbahnstation unter rasch bauenden Händen

ein Haus erstehen. Am Dache würde die Schwalbe
nisten und zu den rüdwärtigen Fenstern nichts
schon der Wald herein. Im Garten aber grub
und hartete eine glückliche Eva, Wind und Sonne
in ihrem hellen Haar.

Noch schritten sie durch den werdenen Früh-
ling wie Kameraden. Bald aber — er wußte es
— würden sie Liebende sein.

Seliger Eingang.

Vorm Himmelstor, o süßer Traum,
Treffen wir uns wieder,
Hängt über die Mauer ein Apfelbaum
Seine weißen Blüten nieder.

Hockt auf der Mauer ein Englein quer
Und baumelt mit den Füßen,
Kommen ans Tor zehn andere her,
Uns liebevoll zu begrüßen.

Schlagen zwei die Flügel leis,
Will jedes ein Röslein geben,
Die rote mir und dir die weiß',
Und uns beiden das ewige Leben.

Gustav Falke.

Der neuneckige Acker.

Stille.
Von

f. Schröghamer-Heimdal.

Ich sah in einem schattigen Wirtsgarten und
freute mich noch langer Wanderung des kühlen
Trankes und der schönen Aussicht, die sich mir
von meinem Platze aus bot.

Da fiel mir im Vorlande ein seltsam geform-
tes Feldstück auf, ein Acker mit neun Ecken. Acker
sind doch gewöhnlich vieredig. Einen neunedigen
Acker hatte ich noch nicht gesehen.

Der Wirt, der mein Erstaunen bemerkt hatte,
kam näher und fragte:

„Nicht wahr, Sie wundern sich über den neun-
edigen Acker da drüben? Da sind Sie nicht der
Erste, der darüber staunt. Und mit Recht: Wo
in der Welt gibt es noch einen neunedigen Acker?
Nirgendes! Dieser Acker ist ein Unikum in seiner
Art, eine Lebenswürdigkeit ersten Ranges, ein
wahrhaftes Weltwunder. . . Aber ich weiß noch die
Zeit, wo dieser Acker rechtlichaffen vieredig war
wie andere Acker auch, bis . . .“

„Bis im Erb- oder Prozeßweg soviel Stüde
von ihm weggerissen wurden, daß er heutzutage
ausgerechnet neun Ecken hat“, erlaubte ich mir
ergänzend zu bemerken. Der Wirt sollte merken,
daß ich in bäuerlichen Belangen kein heutiger
Hase wäre, nicht daß er mir etwa einen Wären
aufbände mit der Historie des neunedigen Ackers.
Aber schon belehrte er mich, vertraulich an meinem
Tische Platz nehmend:

„Das hat schon mancher gemeint. Aber es ist
ein Irrtum. Von diesem Acker ist noch kein
Rechtsanwalt, keine Gerichtsbehörde satt geworden
wie sonst von Bauernäckern, die jahrelang in
Kanzleien und Gerichtssälen herumgezerrt wur-
den. Wenn ich Ihnen die Geschichte erzählen
darf, wie der Acker neunedig wurde . . .“

„Bitte!“

„Wie ich schon sagte, war der Acker vor nicht
allzu langer Zeit noch rechtlichaffen vieredig. Ein
guter, ertragreicher Acker mit leichtem, durchlässi-
gem Lehmboden, auf dem jede Frucht aufs beste
gedieh. Meine Frau hat mir den Acker mit in
die Ehe gebracht. Ein schönes Erbsstück, sage ich,
und ich hatte meine helle Freude daran. Da kam
eines Tages die Witwe Kößelberger, die mit den
sieben Kindern. Ihren Mann hatte im Walde
ein stützender Baumstamm erschlagen. Und da
hat die Witwe Kößelberger, ob wir ihr nicht ein
Stück von dem Acker ablassen möchten zum Kar-
toffelstecken. Sie würde das geliebene durch Tag-
werken abarbeiten. Meine Frau aber schüttelte

den Kopf und sprach: Hier wird nichts abge-
arbeitet. Die Witwe Kößelberger soll ein Stück
Acker umsonst haben und zwar soviel, daß sie
Kartoffeln genug hat für ihre sieben Waisen. Heute
noch fahren wir zum Notar und lassen ihn den
oberen Streifen, dort, wo jetzt der schmale Rain
entlangläuft, verschreiben. Und so geschah es
auch.“

„Hut ab vor Ihrer Frau! Und da sind wohl
die ersten Ecken in den Acker gekommen?“

„Nein, damals noch nicht. Wir trennten einen
geraden Streifen ab, so daß an der Form des
Ackers nichts geändert wurde. Die ersten Ecken
kamen in den Acker, als der Südner Sepp beim
Vollerheizen am Freitagnamstag den linken
Arm verlor. Da war es wieder meine Frau, die
zu mir kam und sprach: Dem armen Menschen
könnte ein Stück von unserm Acker nicht schaden.
Wir haben noch Land genug und das Wirtschafts-
gewerbe nährt auch seinen Mann. Damals kam das
erste Eck in den Acker.“

„Sie haben eine gute Frau, Herr Wirt.“

„Ja, so gut, daß ich mich schon schäme, nicht
selbst auf den Gedanken gekommen zu sein. Aber ich
nahm mir heilig vor, wenn wieder einmal ein
Unglück passierte, dann bin ich der Erste, der ein
Stück Ackerland auf die Wunde legt. Wie es schon
sein will, kürzt einige Zeit darauf der Knochent
vom Lugerbauern von der Hochtenne und wird
zum Krüppel. Da ist dann wieder eine Ecke in den
Acker gekommen . . .“

„Respekt, Herr Wirt. Diesmal haben natürlich
Sie, Ihrem Vorsatze gemäß, den Anstoß zu der
Schenkung gegeben? Und was hat Ihre Frau dazu
gesagt?“

„Sie hat mich vor allen Leuten umarmt: „Jetzt
weiß ich, hat sie gesagt, daß du auch ein rechter
Christenmensch bist, so wie es der Heiland haben
will. Und nachher ist wieder eine Ecke in den Acker
gekommen, wie das krenzbrave und grundgesehete
Büblein von unserm Waldhirtens das Studieren
hat angefangen. Da hat der Herr Pfarrer den Weg
zu uns gefunden und gemeint: Der Acker war jetzt
doch schon verpflügt, ein Eck mehr oder weniger
machte nichts mehr aus. Das Studieren koste Geld,
er täte selbst sein Möglichstes für den armen Stu-
denten, und wer weiß, ob der Acker nicht ein rich-
tiges Segensfeld für uns würde, wie denn auch
geschah.“

Das Frühlings-Gedicht.

Eine seltsame Geschichte.

Es war wahrlich kein Meisterwerk der Literatur, sondern nur eines von jenen unzähligen und undefinierbaren Geschöpfen, die in der Zeit zwischen März und Mai auf die Redaktionsstische zu flattern pflegen. Es hatte bei diesem Unternehmen sogar Glück gehabt, war keinem Konkurrenzstücken begegnet und vom Redakteur mangels besseren Stoffes vom Papierfortbote zu einer Lädenbude begnadigt worden. Es erschien also eines Morgens auf der letzten Seite des Wochenblattes und wäre mit diesem Ereignis wahrnehmlich jeder weiteren Lebensäußerung entzogen gewesen, wenn nicht das Schicksal mutwilligerweise eingegriffen hätte.

Dieses Schicksal trug die Gestalt einer jungen Dame, die in der fernen Hauptstadt wohnte und aus irgend einem Grunde — welcher ist nicht recht ersichtlich! — ein Abonnement des kleinen Blättchens hielt. Sie las aus lauter Langeweile ganz zufällig zur Morgenmühe unter anderen nichtigen Wichtigkeiten auch jene Reime, fühlte sich mit einem Male durch irgend etwas daran, ein Wort, einen Ton oder ein Bild, gar felsam in ihrem sonst unbewegten Innern bewegt, und zitierte, da sie sehr gewissenhaft war, im Briefe an die Freundin ihres Herzens das immerhin recht eigentümliche Erlebnis. Sie dachte dabei nicht im geringsten jenes Unbekannten, der der Dichter war, noch der Möglichkeit, daß ihr Brief nicht der Freundin, sondern ihm zunächst gelten sollte.

Das kam so: Dieser Dichter, dessen Gemüt — zum Geiste reichte es bei ihm nicht! — unbewußt und wohl auch ungewollt solche Wirkung erzielt hatte, war ein ehrlicher Postsekretär in eben jenem kleinen Landstädtchen, wo das erwähnte Wochenblatt erschien. Er hatte nun, was durchaus nichts Ungewöhnliches war, eines schönen Tages die Aufgabe, aus einem zerstückelten Postfach herausgefallene Briefe neu zu ordnen und ließ dabei auf einen, dessen Verschluss sich gelöst hatte. Menschenfreundlichkeit, wie er war, wollte er eben den Schaden heilen, als — er traute seinen Augen nicht! — die eigenen Reime, fälschlich abgeschrieben, ihm entgegengekauften. Welche Wonne eine solche Entdeckung für das Dichtergemüt bedeuten mußte, wird wohl jeder leicht ermessen können. Und so schlüpfte der also Ueberraschte in langen durstenden Zügen das ungeheure Glück, vergaß darüber Dienstpflicht und Arbeit und las immer wieder sein Werk, seine Worte, sein Gedicht. Und der Himmel senkte sich einem Seligen herab auf die Erde.

Doch dann geschah's! Zum zehnten Male hatte eben der Dichter sein Gedicht gelesen als er plötzlich auf etwas ganz Außerordentliches, etwas ganz Entsetzliches stieß. Da stand ja wortwörtlich: „Du blühest in meines Herzens

größten Tiefen“, während er doch gerade — er zog zum Beweise die schon stark abgegriffene Zeitung aus der linken Rocktasche — „tiefsten Tiefen“ geschrieben hatte. Wie ein Blitz brach es in den heiteren Himmel seiner Freude. Wie mochte man nur „groß“ mit „tief“ verwechseln! Wie eine solche Uniformung gegebener Begriffe begehrt! Wer war denn der Unglückliche? Worauf der Dichter im Glück gar nicht geachtet hatte, das suchte er jetzt, den Absender. Und er las den ihm völlig unbekannten Namen einer jungen Dame in der fernen Hauptstadt, notierte ihn samt Adresse sorgfältig in sein Büchlein, kleepte dann den Brief von neuem zu und übergab ihn seiner eigentlichen Bestimmung.

Drei Tage lang ging der Postsekretär wie ein Traumwandler umher. Er sprach zu niemandem von seinem tiefen Leid, das auf so hohe Lust gefolgt war. Dann aber tat er den entscheidenden Schritt. Er schrieb jener jungen Dame, erzählte ihr, wie er durch Zufall seine eigenen Verse in ihrem Briefe gesehen, wie er sich gestreut, und wie dann plötzlich ein eistalter Frost in seinen Frühling gefallen sei. Er bat, den Irrtum einzusehen, daß „groß“ unmöglich „tief“ sein könne und daß außerdem noch in Folge des Stabreimes „tief“ weit besser in den Vers passe. Und er schloß mit dem Hinweis, daß sein Gewissen es sei, das ihn zu diesem Schreiben bewege, und daß sie unbedingt das Gewissen achten müsse, selbst wenn sie über den zufälligen Eingriff und seine Zudringlichkeit erzürnt sein sollte.

Wiederum vergingen drei Tage, drei Tage im Weh des Wartens. Dann kam endlich ein Brief und mit ihm die Erlösung. Die Unbekannte schrieb dem Unbekannten von ihrem Erlebnis seiner Verse, schrieb ihm von der seltsamen Bewegung in ihrem sonst unbewegten Dasein und bat ihn schließlich um Verzeihung ob des unbeabsichtigten Fehlers, der ja eigentlich nur der beste Beweis für die geschilderten Wirkungen seines Gedichtes sein müsse. Da wich alles von ihm, was ihn beklümmert hatte, da ward wieder Frühling in seiner frostumstarrten Seele. Da ward er wieder ganz zum Menschen.

Was wäre noch weiter zu erzählen? Er schrieb natürlich wieder, und sie schrieb wieder. Dann trafen sie sich, lernten sich kennen und lieben, verlobten sich und feierten zu guter Letzt Hochzeit. Es wurde eine recht gemüthliche, wenn auch nicht geistvolle Gemeinschaft. Der Frühling blieb drinnen, während draußen Sommer, Herbst und Winter wechselten. Das Frühlingsgedicht aber hängt heute, hübsch eingerahmt, am Ehrenplatz und wird stumm bestaunt von zwei goldigen Buben, die zu dem Dichter Papa und seiner gründlichen Leserin Mama sagen.

Hochpreis! hört man das Saale — trotz Karm. Mit zischen den Luftpumpen kann man die sonderbarsten Versuche anstellen; Pfeifen gibt es, die Mamma, Marie und sonstige interessante Dinge rufen. Seltsame Spiegelbühnen, Leuchtröhren, Röntgenkammern, in denen man die Knochen seiner eigenen Hand sehen kann — alles muß befristet werden.

Ich sehe gerade vor dem Modell „Differentialgetriebe“, lese die Erklärung, drehe, versuche es mir klar zu machen. Ein Knirps mit Sportmütze stellt sich neben mich, dreht auch. Wir gucken uns an. Und dann erklären wir es uns gegenseitig. (Ganz im Vertrauen: Ich glaube, er hat's besser lapidiert als ich.)

Bang-bang — die Glode verkündet: Schluß für heute! Schnell noch durch den Raum mit dem Fliederwasserbrunnen (wenn man nicht schon vorher dort war), noch an eine Glode geklopft — noch ein paar Knöpfe gedrückt, dann geht es endgültig hinaus.

Aus der Klar steigt der Münchner Nebel auf, groß und heil ragt der Turm in den schwarzen Himmel. Eilrig sich unterhaltend geben die kleinen Gäste in Gruppen über die Museumsbrücke.

Am andern Morgen im Saal: „Zwei Pumpen haben's kaputt gemacht“, erzählt der Wärter. „Wir haben's aber schon wieder in Ordnung gebracht, wir sind das gewöhnt.“ Er sagt es ganz ohne Zittern. Es müßte ja nicht gerade so sein; aber schließlich — man hat auch dafür gesorgt und alles so eingerichtet, daß es entweder auf keinen Fall entzweit gemacht oder leicht repariert werden kann.

Und der Erfolg dieses Sonntagsbesuches? Man darf ihn natürlich nicht überschätzen; die Kinder gehen nur zum kleinsten Teile hin, um zu lernen, für die meisten sind die Versuche nichts mehr als ein unterhaltendes Spiel.

Aber: Sie lernen eben trotzdem, ohne es zu wissen; ja, sie erhalten noch mehr, es geht etwas unmittelbar durch die Anschauung in sie über, was uns Älteren zu einem großen Teile fehlt.

Für uns ist die Technik immer etwas unheimlich. Wir haben sie klein und unscheinbar, wir haben sie emporschleichen mit unsichtbarer Geschwindigkeit. Nur erscheint sie uns wie ein riesiges graues Gespenst, das drohend über uns emporragt.

Woher diese seltsame Angst? Es ist die Angst vor etwas, das man noch nicht recht kennt, an das man sich noch nicht recht gewöhnt hat. Diese Jüngens aber lernen die Technik von Jugend an kennen, für sie ist eine Zerstörungsmaschine kein Riesenvogel mit Aluminiumschwingen (wie wir wohl ängstlich-poetisch sagen), sondern eben eine Zerstörungsmaschine mit drei Motoren mit 10 und 100 PS. Die Technik wird selbstverständlich.

Und noch mehr. Gerade im Deutschen Museum tritt es einem auf Schritt und Tritt entgegen: Die Maschine ist nichts anderes als Stahl geworden, menschlicher Gedanke. Die Verwirklichung der Maschine ist nichts anderes als der Sieg des Geistes über die ungeformte Materie.

Das lernen sie nicht, das geht ihnen unbewußt in Fleisch und Blut über, den kleinen Herren des Deutschen Museums am Sonntag, die die Zukunft Deutschlands sind.

Blütenzauber bei Nonnenhorn.



In den wärmeren Landstrichen unseres Vaterlandes, an der Bergstraße, am Rhein und am Bodensee, hat die Baumbüte bereits eingesetzt. — Unser Bild zeigt ein entzückendes Blütenidyll vom Bodensee bei Nonnenhorn.

Anekdoten um Franz Lehar.

Am 30. April dieses Jahres wird Franz Lehar sechzig Jahre. Man war der Meinung, daß der 60. Geburtstag schon am 1. April sei und durch viele Zeitungen ging auch dieser Termin. Lehar telegraphierte nach Wien: „Wenn es schon sein muß, daß ich sechzig werde, gönnt mir noch dreißig Tage. Am 30. IV. ist erst mein Geburtstag!“

Premiere von Lehar's „Wiener Frauen“. Noch war Lehar kein großer Mann, aber er wurde durch diese Operette berühmt, die ein voller Erfolg anlässlich der Wiener Aufführung wurde. Nach der Erstaufführung war er einestheils glücklich über die gute Aufnahme des Publikums, andererseits verlor er in Grubelereien, was die böse Kritik wohl zu seinem Duss lagen würde. Am Stammtisch saß er mit seinen Freunden und beklagte, hier das Erscheinen der Morgenblätter abzuwarten. Stunde und Stunde verging. Kinder: eine lange Zeit bis zum Morgen. Die Uhr schlug vier, um sechs kommen die ersten Klätter. Ein Journalist springt auf und ruft: „Ich kenne eine Zeitungsexpedition, die bringt das Morgenblatt schon um 4 Uhr früh heraus! Los!“

Und heidi an das Telefon. Statt der betreffenden Expedition meldete sich ein benachbartes Caféhaus, wo ein anderer Journalist saß, der die Rolle des Expeditions-

vertreters übernahm, und der Lehar auch einige Kritiken vorlas. 1. „Neue Freie Presse“: „Wiener Frauen“ heißt die neue Operette, die am gestrigen Abend uraufgeführt wurde. Wir lernten einen neuen Komponisten kennen, hätten aber nichts verloren, wenn wir seine Bekanntheit nicht gemacht hätten. Eine tolle, langweilige Musik!“

Lehar trat der Schweiz auf die Stirn. Er hörte weiter: „Der Tag“ berichtet: „Was in der Musik der neuen Operette gut ist, ist nicht neu, was neu ist, ist nicht gut. Schade um das gute Vibretto!“

Lehar entließ der Hörer, er wußte nicht, wo er (auch der Hörer!) hin soll! Ganz geistesabwesend sah er wieder am Tisch. Sechs Uhr: die Morgenblätter kommen. Der durchgefallene Komponist hatte für nichts mehr Sinn. „Erfolg, Erfolg, Erfolg!“ schrien seine Freunde, die ihm die frühgekauften Kritiken der Morgenzeitungen vorlasen. Na also!

Lehar ging mit einem Bekannten über die Ringstraße in Wien, als aus dem Fenster einer Parterrewohnung plötzlich die Klänge eines beliebigen Schlagers drangen. „Sagen Sie, Meister“, wendet sich der Bekannte an Lehar, „ist diese reizende Melodie nicht von Ihnen?“ — Lehar entgegnete trocken: „Nein, nicht!“

Die Zusammenstöße in Kalkutta.



Im Zusammenhang mit dem von Gandhi, dem Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, geführten „Zeldzug des bürgerlichen Ungehorsams“ gegen die britischen Behörden kommt es in Indien zurecht fast täglich zu Zusammenstößen protestierender Gandhi-Anhänger mit der Polizei. — Unser Bild zeigt das Eingreifen der Polizei in Kalkutta bei einem Straßentumult, der durch quergestellt stehende Büffelfarren in einer der Hauptstraßen hervorgerufen war. 6 Tote und 60 Schwerverletzte kostete die Beseitigung der Barrikade.

Sonntag im Deutschen Museum in München

Von R. Salzer.

Am Sonntag ist jemand Herr im Deutschen Museum, den man sonst überhaupt nicht in Museen sucht: die Jugend.

Es steht ja auch im Deutschen Museum anders aus als in den üblichen Museen. Hier steht nicht alles hinter Glasstößen mit Schildern: Berühren strengstens verboten! Hier muß man nicht auf den Lebenstischen durchschleichen, ein ehrfürchtiges Gesicht machen und denken: O Gott, wie langweilig!

Darum sind sie auch alle gern hier, mit ein bißel Kaudu, und mit Eifer jeden Versuch ausprobiierend. Zuerst wird natürlich dem Bergwerk ein Besuch abgestattet. Nicht auf der langweiligen Treppe, sondern im richtigen Förderkorb. Und dann geht's durch die düsternen Gänge vorbei an den vielen Modellen, die alles veranschaulichen; die bewegten werden besonders eingehend angesehen.

Dann aber los in den Saal „Kraftmaschinen“! Heute sind die Wärter ansehnend guter Laune. Die Maschine von Watt ruffelt, auf der anderen Seite schauelt eine riesige Balancierdampfmaschine. Mächtige Stahlarme heben und senken sich schwerfällig in der Luft, blanker Kolbenstangen geben auf und nieder.

Ganz vorn im Saal stehen die Windmühlenmodelle. Ralf den Ventilator eingeschaltet — und schon sausen die Räder herum, einmal dieses, dann jenes, auf welches man gerade den Eindruck des Ventilators richtet. Große Räder bringen es fertig, ein paar auf einmal laufen zu lassen. Besonders Spaß macht auch eine Windmühle mit waagrechtem Rad, bei dem sich die Klappen im Laufzug heben.

Unsere kleinen Gäste sind nicht zum ersten Male hier, sie wissen Bescheid und suchen sich ihre Köpfe heraus. Wo alles still und ohne Bewegung ist, da halten sie sich nicht lange auf. Jetzt sind sie bei den Explosionsmotoren. Einer steht am Zweitaktermodell und dreht nachverhändig daran herum; dann erklärt er seinem Freund die Sache. Der sitzt zwar in der Schule viel weiter vorne, aber von einem Motor versteht er gar nichts; und dabei ist die Sache doch ganz einfach: Vergasung, Ansaugen, Zündung, Auspuff.

Wiel Spaß machen die Bergbahnen, die sich selbsttätig ausweichen. Da stehen die Jungens, drücken unermüdet auf die Knöpfe und suchen dem Ding hinter die Schilde zu kommen. Im Saal „Schiffbau“ gibt eine Menge kleiner Modelle. Die größte Anziehungskraft hat natürlich das Unterseeboot U 1, das jeder geschwind bestaunt.

Im Saal „Flugtechnik“ hängen die seltsamsten Flugmaschinen von der Decke, die die Jungens, an Zerstörer-Maschinen und DaX gewöhnt, ganz verwundert anstarren. In solchen Dabigkeitsfällen mag man früher? Auch hier sind wieder bewundernswürdige Modelle. Eines sieht aus wie das Flugzeugmodell auf der Dreierhemmle beim Oktoberfest. Aber die Flugzeuge fliegen hier nicht so schön im Kreise; das eine überschlägt sich, das andere trudelt. Schon erzählt einer seinem Freund etwas von „Steuerorganen“.

Das wahre Dorado sind die Säle „Physik“. Was gibt es da aber auch nicht alles zu machen! Da sind Magnet, die sehr stark sind, so daß man sie erst einschalten darf, wenn man seine Taschenuhr abgelegt hat, weil sonst deren stählernen Teile magnetisch werden. In einem

Ein Sträfling, der sich nach Schmetterlingen sehnt.

Ein alter Sonderling.

Ein Pariser Verurteilungsgericht hat sich kürzlich mit der Überprüfung eines Urteils zu beschäftigen. Als Angeklagter erschien ein elegant gekleideter alter Herr, der wie ein Exote aussah. Es war ein gewisser Maurice Georges Guimard, der schon früh die Verbrechen der Hochstapler erworben hatte. Mehrfach als Rückfälliger bestraft, war er schließlich nach der Strafkolonie Guyana deportiert worden. Dori benahm er sich so rabiat, daß er in strenge Einzelhaft gebracht werden mußte.

Das Schicksal des Gefangenen erreichte beim Besuch des Lagers das Mitteil eines hohen Beamten, der zu seinen Familieninteressen. Von Stund an begann für den Sträfling ein neues Leben. Er trat in Verbindung mit Schmetterlingsexporteuren und wurde schließlich von diesen mit einem Jahresgehalt von 50 000 Francs als Agent angestellt. Er erwarb sich auch bald das Vertrauen seiner Chefs, die es durchsahen, daß er einen Urlaub von von sechs Monaten erhielt, den er dazu benutzte, um im Auftrag der Exportgesellschaft in Europa deren Interessen wahrzunehmen.

Guimard bereiste England, die Schweiz und Frankreich. Als Bedingung war ihm jedoch auferlegt worden, Paris nur auf der Durchreise zu berühren. Unbekümmert um dieses Verbot, blieb er in Paris und kehrte auch nach Ablauf des Urlaubs nicht mehr nach Guyana zurück. Es war ihm gelungen, bei einem Veränderungsgesuchen Stellung zu finden. Bald nach dem seine vorübergehende Tätigkeit wieder auf und wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Gegen dieses Urteil legte er Berufung ein, um eine Milderung der Strafe zu erreichen. Inzwischen hat

er vor Gericht, ihn zur Verbüßung der Strafe zu seinen Bekannten und seinen Schmetterlingen nach Guyana zurückzuführen. Die Schmetterlinge erwarten mich“, sagte er, „schicken Sie mich, bitte, mit dem ersten Schiff zurück.“

Die Bitte schien auch Eindruck auf die Richter zu machen. Das Urteil wird noch gesprochen.

Er spricht sein Testament.

Eine ganz moderne Art, mit seinen Verwandten nach dem Tode umzugehen, hat der soeben verstorbene englische Arzt Kidwell in Paris ertunden. Als nämlich die Hinterbliebenen sich nach der Beerdigung bei dem Notar einfanden, der die Eröffnung des Testaments vorzunehmen hatte, und gespannt warteten, wem der Verstorbene das meiste würde vermacht haben, entnahm der Notar zu aller Staunen dem veriegelten Kuvert seinen schriftlichen Will. Sondern eine Grammophonplatte! Die legte er auf seinen Schrankapparat und ließ sie spielen, wobei sich herausstellte, daß Kidwell vor seinem Tode die Platte besprochen hatte, die zum nicht geringen Erstaunen der sieben Verwandten also begann: „Ich bezeuge diese letzte Gelegenheit, um Euch mitzuteilen, daß ich Euch alle enterbt habe.“

Und dann hielt er ihnen in langer Rede vor, wie schlecht sie sich zu ihm während seines Lebens benommen hätten, und daß keiner wert wäre, auch nur den kleinsten Schilling zu erben. Zum Schluß durften sie noch hören, daß Kidwell sein ganzes großes Vermögen der Kirche hinterlassen habe.

Zur Zeit schwebt ein Prozeß gegen diese letztwillige Verfügung, weil von den Hinterbliebenen behauptet wird, eine Grammophonplatte sei kein gültiges Testament. Ob sie den Prozeß gewinnen werden, ist aber unsicher.

Der Epigone.

Von unserem Moskauer Korrespondenten
Moskau, Mitte April.

Stalins Rückzug vor den Bauern, der unter so dramatischen Umständen das nötige Plaster seiner selbstherrlich getriebenen Kollektivierungspolitik offenbart, hat den bolschewistischen Diktator als Persönlichkeit interessant gemacht für eine sensationsbunte oder auch sachlich wibegierige Leserschaft. Verständlich! Denn diese Persönlichkeit, die mit diktatorischer Gewalt über fast eineinhalbhundert Millionen Menschenschicksale zu gebieten mag, ist, was die geistige Fundamentierung und das allgemeine Menschliche anbelangt, in ein Halbdunkel getaucht, das auch nicht vor der grellen Beleuchtung politischer Wirksamkeit zerstoßen ist. Ein gewisses und ängstlich behütetes Halbdunkel hüllt den Menschen Stalin ein.

Im strengsten Gegensatz zu den Helden der Oktoberrevolution, die sich, wo immer es nur anging, den Volksmassen präsentierten, bleibt Stalin für die Öffentlichkeit der Verborgene. Von Angesicht kennt das russische Volk seinen Diktator nur durch die mehr oder minder schlechten Porträts, die in den Amtsstuben der Zentralbehörden, der Stadt- und Dorfräte, zum übergroßen Teil ungerahmt, nur mit Stetsonen an die Wand gepinnt, herumhängen. Ein offizieller Akt, seine Popularitätsangelegenheit. Waren die Jaren schon gewohnheitsmäßig, Lenin und Trotzki wegen ihrer übertragenden Qualitäten Volksfiguren, Stalin hat es bis jetzt nicht erreicht, und wird es auch nicht erreichen, in irgendeinem Sinne vollständig zu werden. Aus der Not eine Tugend machen heißt, wenn der Diktator Volksähnlichkeit als spießige Beigabe romantisch verlogenen Herrschertums schroff ablehnt; wie sehr mihagte Volksgeist auch Diktatoren gefährlich werden kann, weiß Stalin besser als seine Vorgänger im Kreml.

Der ungeheure Machtwille und die jede Situation hegenden und — anscheinend — unerschöpflichen Energien dieses Gruslers sind die Elemente seiner Herrschaftsnatur. Aber Orientale, der er ist, wird Tun und Lassen auch beherrscht von den Stimmungen und Eingebungen rätselhaften Instinktes, der ihn zwingt zu nur noch rein mechanischen Handlungen. Und wenn man sich erzählt, daß der angeblich überlegen berechnende Sachlichkeitsmensch gelenkt wird von traumgeleiteten und ähnelnd abergläubischen Motiven, so paßt solches Charakteristikum voll und ganz zu dem mystisch verklärten Halbdunkel um Stalin, der sich konsequent gegen die Persönlichkeit in das helle Tageslicht hinauszusetzen. Was nicht nur billhaft gesprochen ist, sondern auch als tatsächlich hinzunehmen ist.

Von Stalin kennt man kein Porträt, den Lithographischen oder Delbrud, aber nicht die lebendigen Züge seines Gesichts; man hört unzählbar oft die Stimme des Gewaltigen über die tonverzerrenden Wellen des Radiosenders, weiß aber nicht, wie diese Stimme naturhaft klingt. Immer und überall ist dieser Diktator in der Übertragung da, und doch ist er nirgends. Man denke sich: wie eine Figur für den russischen Vortragskünstler! Im Untergrund dieser Analyse steht ein Gottähnlicher. Dem man als dem bösen Geist der Kollektivierung flucht, den man bald darauf als Rächer der Dorftrübsal segnet. Und Stalin wehlt gut um die Wirkung seines Halbdunkels, das auch aus Prestige-Erwägungen nicht verlassen wird: Es raunt in Moskau und im Lande, der Diktator ist erkrankt, und zwar nicht leicht. Gerüchte und waghafte Kombinationen schweben durch Stadt und Dorf. Wochen der Ungewißheit. Die Getreuen demütigen, erschließen aber die Undurchdringlichkeit der Stimmungsmauer und drängen auf ein öffentliches Auftreten ihres Meisters. Lange vergeblich. Zur Oktoberfeier endlich sagt er sein Erscheinen zu. — Um dann unter dem brausenden Beifall der heillos ausgelassenen Abordnungen im Hintergrunde einer Theaterloge, halb verdeckt von seiner Begleitung, zu erscheinen, für Sekunden und wie nur widerwillig sich an der Brüstung lehnd. Die im Parkett und auf den Rängen, die Bauern- und Arbeiterdelegierten aller und entlegener Bezirke des Sowjetbundes haben aber kaum erfasst dieses dunkelgebräunte Gesicht, als es schon wieder im Halbdunkel einer Theaterloge verschwunden war. Es haben gesehen und doch nichts gesehen. Vielleicht verfolgt sie der drohend-kalte Blick eines abseitigen Fanatikers durch ihre weiteren Lebensstage.

Der in Vorkriegszeiten als Sohn eines Arbeiters einer Schuhfabrik am 21. Dezember 1879 geborene Josef Wessarionowitsch Djugaschwilli, ein Stammesangehöriger des mingeischen Bergvolkes, kam vom Tifliser (orthodoxen) Priesterseminar direkt zur illegalen Sozialdemokratie. Schon als Seminarist hatte er Verbindungen zu Partei, der er bald als Berufsrevolutionär diente. Alle seine Parteiarbeit, Gefängnis und Verbannung und ein gelegentliches, aber sehr kurzer Auslandsaufenthalt mit dem Besuch einiger Kurse der Partischnule füllten die nächsten Jahrzehnte aus. Nach der Spaltung der russischen Sozialdemokratie tritt „Koba“, wie Djugaschwilli als Parteimitglied genannt wurde, zu den Bolschewisten über. Seine besondere Geschicklichkeit in der Dürftigkeit der zaristischen politischen Polizei und seine Bereitwilligkeit zur Übernahme waghalsiger Aufträge, deren Durchführung auch sicher war, machen ihn Lenin bekannt, mit dem er 1905 auf dem Parteitag zu Zimmerfors (Hinnland) zum ersten Male zusammenkommt. Auser, daß „Koba“ nun zu dem Kreise gehobener Parteifunktionäre gehört, scheint die Begegnung auf Lenin keinen Eindruck gemacht zu haben. Denn mit keinem Wort hat Lenin oder sein engerer Freundeskreis hiervon Notiz genommen. „Koba“ ist und bleibt bis nach der Oktoberrevolution eine Mittelmäßigkeit, ausgeschlossen vom Olymp der bolschewistischen Partei.

Ein mageres Persönlichkeitsbild des Vorkriegsrevolutionärs. Nirgend ein Anhalt über die geistige Entwicklung dieses Menschen. Man weiß nur noch, daß der nachmalige Diktator erst in späterer Jugend einen primären Schulunterricht erhielt und einige Vorkenntnisse in den Elementarfächern der Schulbildung erst im genannten Priesterseminar bekam. In der Partei wird immer nur das „praktische Wissen“ dieses Berufsrevolutionärs gerühmt, nie ist die Rede von seinen Bemühungen um den wissenschaftlichen Sozialismus, von einer Vorbereitung der sozialistischen Klassenliteratur. Daß

Katanjan macht einen Priesterprozeß.

Ein Moskauer Ablenkungsmanöver.

Die Rundgebung des Papstes gegen die Christenverfolgung in Sowjet-Rußland hat die bolschewistische Regierung in große Verlegenheit versetzt. Sie sieht sich in ihren Unterdrückungsmethoden vor der Welt gekennzeichnet und versucht nun Ablenkungsmanöver. Dazu gehört jene Verurteilung Stalins, die nach außen hin den Anschein erwecken soll, daß die Religionsverfolgung nun von der Sowjetregierung eingedämmt werde. Dazu gehören ferner Pamphlete wie der wütende Angriff, den der bolschewistische Führer Katanjan in kurz vor dem Tag des Heiligen Joseph und der Heiligkeit der katholischen Welt für die russischen Christen gegen den Heiligen Vater richtete. Der Ablenkung diene auch jene offene, erzogene Presseunterbrechung des griechisch-katholischen Metropoliten Sergius, in der dieser für die bolschewistische Regierung eintreten mußte. Das Kernstück der bolschewistischen Ablenkungsmanöver soll aber ein großer Prozeß gegen Priester der römisch-katholischen Kirche sein, den der Staatsanwalt der Sowjetrussischen politischen Polizei, der berühmte G. U. oder Tscheta, Katanjan, angekündigt hat.

Katanjan, der gleichzeitig Staatsanwaltsgehilfe beim Obersten Gerichtshof der Sowjet-Union in Moskau ist, war schon mehrfach mit der Durchführung großer Propagandaprozesse beauftragt, mit denen die Sowjetregierung die Schuld an Mißerfolgen der „gegenrevolutionären Intrigen“ aufheben will. Nach den Ausführungen, die Katanjan in der amtlichen bolschewistischen Regierungszeitung „Iswestija“ gemacht hat, ist auch zu erwarten, daß dieser Priesterprozeß zu einem Schaupiel für Sowjetrussland und vor allem auch die Augenwelt gemacht werden soll. Natürlich soll dieser Prozeß, mit dem nach Katanjans Artikel in alternativer Zeit zu rechnen ist, nicht gegen die Religionsausübung der russischen Katholiken allein. Nein, man will beweisen, daß die katholische Geistlichkeit in Sowjetrussland hochverräterische Pläne schmiedet, indem sie mit fremden Mächten zusammenarbeitet, in diesem Falle mit dem polnischen Generalstab.

Wie Katanjan schreibt, sind zahlreiche katholische Geistliche aus den russischen Westprovinzen verhaftet worden, die eingekerkert hätten, unter der katholischen Bevölkerung in der Ukraine im Sinne der Förderung polnisch-patriotischer Einstellung gegen die Sowjets tätig gewesen zu sein. Es lägen Hunderte von Beweisen für die Verbindung der katholischen Geistlichkeit mit polnischen Faschisten vor. Die Priester sollen eine „allgemeine List“ ausgearbeitet und verfolgt haben, wonach vor allem religiöse Zirkel der gegenrevolutionären Arbeit zu dienen hätten. Als Beweis führt Katanjan an, daß ein Priester ausgelegt habe: „Unser Zirkel Maria Herz war, außer daß er religiösen Charakter trug, zugleich auch national, da wir unsere ganze Arbeit in polnischen Kreisen leisteten. Wir sympathisierten mit Polen, weil dessen Ordnung unseren politischen Ansichten entsprach.“ Katanjan verweist weiter, diese religiösen Zirkel der gläubigen Katholiken als eine Art polnischer Stokktrupp hinzustellen. Sie sollen zu diesem Zwecke auf ausdrückliche Anordnung eines höheren Geistlichen organisiert worden sein.

Man sieht, daß der Ankläger der G. U. von der Sowjetregierung den Auftrag bekommen hat, Material gegen die römisch-katholische Kirche zusammenzutragen, um die Rundgebungen des Papstes auf diese Weise zu bekämpfen. Wie man erkennt, ist dieses Material aber offenbar trotz aller angewandten Gewaltmaßregeln bei den Vernehmungen noch unzureichend geblieben. Deshalb greift Katanjan auf den Prozeß zurück, der von den Sowjets vor sechs Jahren gegen katholische Geistliche, darunter den Bischof

Statist, geführt wurde und zu Priestererschießungen geführt hat, während der Bischof selbst ausgetauscht werden konnte. Damals soll sich ergeben haben, daß katholische Geistliche mit Hilfe der militärischen Spionage Polens in Sowjetrussland gewühlt hätten. Das gleiche soll offenbar auch jetzt in dem kommenden Priesterprozeß „bewiesen“ werden. Katanjan nennt aber bezeichnenderweise in dem Blatt der Sowjetregierung weder die Namen der jetzt verhafteten katholischen Priester noch die Orte, in denen sie tätig gewesen sind. Man will also den Priesterprozeß möglichst überraschend stattfinden lassen. Gerade deshalb soll hier aber schon darauf hingewiesen werden, vor allem auch, weil in diesen Wochen an einem besonderen Falle klar geworden ist, mit welchen schamlosen Mitteln Katanjan, der politische Ankläger der Obersten Sowjetgerichte, sein angebliches Beweismaterial beschafft.

Der frühere hohe Beamte der Sowjetregierung Wladimir Brunowski, ein letzlicher Staatsangehöriger, hat seine Geschichte vor den Sowjetgerichten und in den Kreisen der G. U. nämlich vor kurzem in Buchform in Deutschland erscheinen lassen. Brunowski war von 1918—1923 sehr hoher Sowjetfunktionär, der mit Männern wie Lenin, Krowow und Krasin in engen Beziehungen stand. Im Mai 1923 aber wurde er plötzlich verhaftet. Man behandelte ihn zunächst gut. Dann aber machte ihm der Staatsanwalt Katanjan klar, weshalb man das Ganze in Szene gesetzt hatte. Katanjan schlug Brunowski vor, er solle der Sowjetregierung einen großen Dienst erweisen, indem er sich zum Hauptzeugen eines Prozesses herbeigebe, der die Spionagetätigkeit der Engländer in Sowjetrussland beweisen sollte. In diesem Riesenprozeß sollte Brunowski zugeben, daß er sich dazu habe überreden lassen, ein Bevollmächtigter der englischen Regierung zur Spionage in Sowjetrussland zu werden. Dann sollte er sich zum Schein verurteilen lassen und unter anderem Namen für die nächsten Jahre in einer fernen Gegend Russlands untertauchen. Brunowski, der selber nicht Kommunist, sondern Sozialist ist, lehnte dieses ungeheuerliche Ansuchen ab. Nun verurteilte man, ihn zu zwingen, indem durch erprete Zeugenaussagen Beweismaterial für seine angebliche Spionagetätigkeit beschafft wurde. Es wurden ihm auch Photographien vorgelegt, die ihn — aber in seiner Tätigkeit als hoher Beamter des Außenhandels-Kommissariats — im Gespräch mit englischen und anderen ausländischen Diplomaten zeigten. Als er sich weiterhin weigerte, wurde er in einem geheimen Prozeß zum Tode verurteilt. Seine letzte heimliche Staatsangehörigkeit allein rettete ihn schließlich. Brunowski, der von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt wurde, entfaltete nämlich eine verzweifelte Geschicklichkeit darin, mit anderen Gefangenen und mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. So konnte er die lettische Regierung auf seinen Fall aufmerksam machen und wurde schließlich nach drei Jahren gegen sowjetrussische Agenten ausgetauscht, die in Lettland verhaftet worden waren. Brunowski ist es auch gelungen, einige wichtige Dokumente seines Falles über die Grenze zu bekommen, obwohl die G. U. mit allen Mitteln versuchte, das zu verhindern.

Die Schilderungen Brunowskis, die unter dem Titel „An Sowjetrussen“ im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft erschienen sind, geben einen erschütternden Einblick in die fast unglaubliche Praxis der bolschewistischen Gerichte und in die Finsternis der Sowjetgefängnisse mit ihren grausigen Hinrichtungsmethoden. Das Verfahren des Staatsanwalts Katanjan im Brunowski-Prozeß gibt einen bitteren Vorgeschmack, wie der geplante Prozeß gegen die katholischen Geistlichen in Moskau durchgeführt werden soll. Dieses bolschewistische Ablenkungsmanöver kann in der christlichen Welt nicht mehr verfangen.

Spitzkuchen-Wettessen zu Pferde.



Bei einem Reiter-Gymkana in Pinehurst im amerikanischen Staate North-Karolina hatten die jugendlichen Reiter und Reiterinnen die schwierige Aufgabe, vom Sattel aus ein in der Luft schwebendes Kuchenstück zu ergreifen, ohne es anzufassen. Mit mehr oder weniger Geschick lüchten die angehenden Sportler hier die Lösung.

das theoretische Fundament dieses Bolschewismus nicht stark sein kann, ist begrifflich bei der unentwickelten sozialistischen Literatur in russischer Sprache und der Unmöglichkeit, anderssprachige Literatur kennenzulernen. Denn Djugaschwilli spricht nicht eine der europäischen Sprachen, hat erst in den allerletzten Jahren einen Deutschunterricht aufgenommen. Lenin trug allemal Rechnung, indem er den „Gründer“ niederhielt.

Während der Kerenzist redigierte „Stalin“, wie sich Djugaschwilli nun mit einem Male nennt, mit Kamenew die Petersburger „Pravda“. Der bolschewistische Olymp, auf dessen Jüngnisse man bei der Beurteilung der aktiven Revolutionsperiode Stalins zurückgreifen muß, hielt nicht viel von dieser und sonstigen Geschicklichkeiten. Die Petersburger „Pravda“, von Stalin und Kamenew redigiert, wird für immer ein Dokument der Beschränktheit, der Unwissenheit und des Opportunismus bleiben“, sagt Trotzki in seiner Autobiographie „Mein Leben“. Aber es ist nicht notwendig, den hassenden Trotzki über den Epigonen urteilen zu lassen. Von Lenin selbst liegen zahlreiche abspiegelnde Äußerungen über Stalin vor. Zur Zeit des Kriegskommunismus hielt Lenin sich Stalin fern durch Vermeidung auf unbedeutenden Augenposten, von denen aus Stalin der Führung nach Möglichkeit Unbegreiflichkeiten zusammenintrigierte. Das „Trio“ — Stalin, Sinowjew und Kamenew — und das Dr-

schaff zwischen dem ehemaligen und jetzigen Beherrscher der Partei Lenins Witwe einmal ausprobiert, „daß Lenin wahrlich ein langst in einem Stalinschen Gefängnis saße, wenn er noch leben würde“.

Nun ist Stalin seit langem auf der Höhe seines Lebens. Ruhmredigkeit umschmeißt ihn, Servilität umschmeißt ihn. Denn was ist es anders, wenn ein Platonow, der einmal die Linksoption führte, zum 50. Geburtstag des Diktators schrieb:

„Die Frage der Führerschaft ist entschieden — dies ist das hauptsächlichste, fundamentale, entscheidende Ergebnis. Jetzt schon ist es vollkommen entschieden, daß man unmöglich gleichzeitig für die Partei und gegen das gegebene Zentralkomitee und auch nicht für das Zentralkomitee und gegen Stalin sein kann. Mit Neutralität und Loyalität ist es da nicht getan. Entschieden ist die Frage: Für ihn oder wider ihn.“

Und mit dieser gleichen Dienstfertigkeit preßt man jetzt Stalins politische Klugheitsstatistik, setzt ihn gleich mit dem Lenin, der furchtlos vom Kriegskommunismus zur neuen ökonomischen Politik überging. Ein Vergleich der Situationen, der hinführt Lenin und Stalin verkörpern nicht eine Welt, sondern zwei grundverschiedene Welten: die geistige und die ungeistige Epoche des Bolschewismus. Stalin ist und bleibt der Epigone, und zwar einer vom kleinsten Format.

Die Wirtschafts- und Börsenlage.

× Berlin, 25. April.

Die Hoffnungen, die man in Wirtschafts- und Börsenkreisen auf die Belebung der Börsenrendenz gesetzt hatte, haben sich bis jetzt nicht erfüllt. Es ist vielmehr zu empfindlichen Enttäuschungen gekommen. Das liegt daran, daß auch die Wirtschaftslage selbst, wie man in vielen Kreisen doch als ganz bestimmt erwartet hatte, bis jetzt keine klaren Zeichen einer Entlastung erkennen läßt, sondern daß vielmehr die Schwierigkeiten in letzter Zeit sich nur noch vermehrt haben. Jedenfalls häufen sich die pessimistischen Berichte aus allen Wirtschaftszweigen und namentlich aus dem wichtigsten Bergbaubereich. Denn man ist dort in Sorge über die Verminderung der Produktionsverhältnisse einerseits, wie über die Schwierigkeiten des Ab Absatzes andererseits. Dennoch aber haben sich auffallenderweise die Montanaktien in dem Zeitraum der letzten Tage noch mit am besten gehalten können. Man hat von empfindlichen Abgängen in solchen Papieren durch die maßgebenden industriellen Kreise und Kräfte des Rheinlandes und Westfalens nichts vernommen. Auch sonst waren, etwa von Bankseite her, keinerlei Verkaufsordres in größerem Umfang in diesen Werten zu beobachten. Trotzdem haben aber die Berichte ihren niederdrückenden Einfluß auf die Börse nicht verfehlt.

Nun kam ja noch manches hinzu, insbesondere der Preisrückgang auf dem Metallmarkt, namentlich beim Kupfermarkt. Industriezweige, die sehr stark auf Kupferverbrauch angewiesen sind, mußten unter diesen Verhältnissen notleidend. So erklärt sich auch der empfindliche Kursrückgang bei Mansfeld, die ja hauptsächlich mit Kupfer arbeiten. Auch die Schwierigkeiten einiger Metallfirmen, und zwar in Süd- und Westdeutschland, werden mit diesen Dingen in Verbindung gebracht. Doch können die letzten Auswirkungen dieser Schwierigkeiten nach unserem Urteil nicht mit diesem Preisrückgang allein in Verbindung gebracht werden. Denn man mußte, so wird geltend gemacht, auf diesen Preisrückgang schon seit Wochen gefaßt sein und, was die großen Unternehmen betrifft, so haben ja diese außerhalb des Syndikats schon seit langem zu billigeren Quoten sich einbeziehen können. Im übrigen spricht man in unterrichteten, namentlich Bankkreisen davon, daß schon seit längerer Zeit gerade von Bank- und Finanzseite her auf einen Zusammenbruch der Preispolitik des Kupfer-Syndikats hingearbeitet wurde, und man sieht an dem nunmehrigen Preisrückgang für Kupfer das Ergebnis dieser Taktik. Man ist also in vielen Kreisen nicht überrascht über die Entwicklung, sondern man hat sie begrüßt. Freilich haben, wie immer in solchen Dingen, die Wochen profitieren können, während die Aktien dagegen, die nicht schnell genug mitzulaufen vermochten, nunmehr mit empfindlichen Hemmungen zu ringen haben.

Eine andere Quelle der pessimistischen Stimmung der Börse ergab sich aus den Kursrückgängen der Kunstseidenpapiere, die auf Grund der Mittelungen von dem Scheitern der internationalen Kunstseiden-Verhandlungen entstanden. Aber man ist auch hier in maßgebenden Kreisen der Überzeugung, daß diese Verhandlungen nicht endgültig gescheitert sind, sondern daß man mit dem vorläufigen Abbruch eines Druck auf die italienischen und französischen Kunstseidenproduzenten ausüben wollte. Man hofft, mit einer noch etwas abwartenden Haltung bessere Preise erzielen zu können.

Man muß ohnehin, wie uns gerade von autoritativer Seite gesagt wird, sich nicht verleiten lassen, in den denkwürdigen Preisrückgängen jetzt wieder sehr starken Chor des Pessimismus einzuklimmen. Sicherlich müssen noch manche Gefahrenpunkte überwunden werden. Aber es ist doch andererseits auch nicht so, als wenn nun durch die neuen Zölle und Steuererhöhungen eine ganz außerordentliche Besteuerung der Lebenshaltung entstände. Das Grundübel unserer Tage liegt darin, daß wir immer noch nicht zu einer inneren Kapitalbildung kommen können, denn die Hoffnungen auf Zuwachs von Kapital von außen her dürfen nicht allzu hochgespannt werden. Ueber den größten Teil der Zündholz- wie der Reparationsanleihe ist schon verfügt und auf überraschend große Beträge, die der Privatindustrie und der Produktion zugute kommen, kann man deswegen nicht rechnen, weil Amerika, das ja als Hauptgeldgeber noch in Frage käme, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu großen Abgängen geneigt ist, weil es immer noch im Innern die Wunden der letzten Krisis überwinden muß. Die Schwierigkeit, ja teilweise direkte Unmöglichkeit der Beschaffung von großen Kreditkapitalien im gegenwärtigen Augenblick bedingt nun aber auch eine gewisse und noch tiefer Richtung durchaus berechtigten sorgenvollen Betrachtung der Dinge in nächster Zukunft, und daraus ergeben sich Einschränkungsmaßnahmen, Arbeiterentlassungen in großen Unternehmen und für die Börse damit Sorgen wegen der Dividendenfeststellung und dergleichen. Die Baifpartei der Börse hat jetzt wieder gute Tage. So konnte sie jetzt mit dem Rückgang des Kupferpreises operieren und auch die Elektrizitätsaktien in den Strudel der Kurs-Abwärtsbewegung mit hineinziehen unter der merkwürdigen Begründung, daß die Elektrizitätsindustrie von dieser Preisentwicklung Schaden haben müsse. Das trifft aber nicht zu. Denn gerade die großen Elektrizitätswerte haben in der Kupferpreispolitik sich sehr gut vorbereitet können. Am besten an der Börse gehalten sind gegenwärtig immer noch die Kalkpapiere, in denen man auch ausländische Interessenten beobachtet.

Rechts gehen

links überholen!

Helft Feuer verhüten!



Feuerschutz-Woche
vom 27. April bis 4. Mai 1930
Veranstaltet von der Arbeits- und Interessengemeinschaft deutscher Feuerwehrgänge

Dülmen

den 26. April 1930.

Frühling im Friedhof.

Seltam, wie überzeugend der Frühling auch an den Stätten des Todes seine Sprache redet. Nirgendwo und nirgendwann sind Werden und Vergehen, Blühen und Verwelken, Leben und Erben näher beieinander als hier. Über der stämmigen Frühlingssonne liegt so ganz als Todüberwinder und will uns sagen, er sei das Sinnbild, das Zeichen dafür, daß gewaltiger und fleghafter als aller Tod das ewig sich erneuernde Leben sei. Noch liegt dürrer, abgestorbener Schmutz des Winters auf den Gräbern. Da und dort hat ein Christbäumchen standhaft und aufrecht die Wintermonate überdauert, alle Kränze und nadelbürtige Tannenzweige ruhen auf den Beeten. Und in diese wintermüde Sterbensstille Welt streut nun der Frühling seine bunten Farben. Tulpen und Narzissen leuchten auf, die Syngonien verströmen von ihren großen Blütenstrahlen ihre Wohlgerüche, das Weiden bestückt mit seinem Himmelsblau die Graberde, und in Gläsern stehen Palmen und Schneeglöckchen als Zeichen des Frühlings und der Liebe, die nimmer aufhört. Das Leben grüßt den Tod. Mit sicherer Hand meißelt der Steinmetz neue Namen in einen Stein. Ordentlich geht der Gärtner durch die Grabreihen, pflückt und schneidet, pflanzt und pflückt. Inzwischen tragen Menschen neue Kränze und Blumen herbei. Aber von jedem Grabkreuz, aus jedem Baum und Strauch klingt das Vogelgezwir, vom Sieg des Lebens, des ewigen Lebens!

⚡ **Achtung!** Heute erscheint die vierte Nummer des Emmerik-Kirchenblattes. Sie ist auf den Weihen Sonntag abgeheftet, enthält eine eingehende liturgische Betrachtung und einen ausgedehnten Unterhaltungsbeilage. Den ausführlichen Gottesdienstordnungen schließen sich die Nachrichten des Emmerikbundes an, in der S. S. Vater Chrysostomus den bisher unbekannten Lebensbericht, den Clemens Brentano 1833 über die Gottselige verfaßt hat, fortführt. Es ist die letzte Nummer, die kostenlos ausgestellt wird. Wir bitten dringend, um eine Unterbrechung zu vermeiden, das Abonnement bei den Boten des Pfarramtes zu tätigen, oder in denjenigen Bauerstellen, die nur schlecht erreicht werden können, die Bestellung beim Briefträger aufzugeben.

Dülmener Verkehrszählung.

Die Polizeibehörde führte am vergangenen Donnerstag, den 24. April, von 0-24 Uhr eine vierundzwanzigstündige Verkehrszählung in der Marktstraße durch, um den gesamten Verkehr von Fahrzeugen zu erfassen. Es ergab sich folgendes, sicherlich interessante Bild, das einen Aufschluß über die Bedeutung des Durchgangsverkehrs ergibt.

Es passierten die Marktstraße in beiden Richtungen:

Radsfahrer	1877
Wiederfahrwerke	188
Personenkraftwagen	567
Kraftfahrzeuge	170
Krafttrader	191
Fahrzeuge insgesamt	2993
davon Kraftfahrzeuge	928

§ **Personalnotiz.** Am heutigen Tage kann Fräulein Lehrerin Lenfers, an der Oberbergstraße hier selbst tätig, ihr 25jähriges Dienst- und Ortsjubiläum begehen. Unsern herzlichsten Glückwunsch!

§ **W. f. L. Jugendabteilung.** Am Sonntag, den 27. April, weilt der Reichsbahn-Sportverein Münster mit zwei Jugendmannschaften beim W. f. L. Die Reichsbahner mußten sich vor einigen Sonntagen vom W. f. L. Knapp geschlagen begeben. Am Sonntag 3 Uhr, 20-Jugend 2 Uhr.

§ **Westfälischer Ritterschlag.** Der Verein ehem. 4. Kürassiere in Münster, veranstaltet mit allen ehme Angehörigen des Kürassier-Regiments Nr. 4 am 31. August d. J. eine Regimentsstimmung. Anfragen und Anmeldungen mit genauer Anschrift werden baldmöglichst erbeten an: Karl Thüml, Münster i. W., Goldstraße 69.

Der Lehrling im Tarifvertrag.

Wie sich aus den Feststellungen des Gewerkschaftsbundes der Angestellten für den Jahresbericht 1929 ergibt, enthielten von 923 Tarifverträgen, an denen der GDA Ende 1929 beteiligt war, 772 Bestimmungen verschiedener Art auch über die Rechtsverhältnisse der Lehrlinge.

Sehr wichtig ist, daß bei Abschluß eines Lehrvertrages genaue Klarheit über die Rechte und Pflichten besteht. Deshalb bestimmen 374 Tarifverträge ausdrücklich, daß der Lehrvertrag schriftlich abzuschließen ist. Die Dauer der Lehrzeit ist in 611 Tarifverträgen festgelegt. Am häufigsten ist eine dreijährige Dauer festzusetzen.

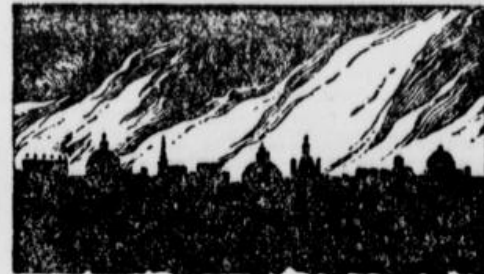
Am der „Lehrlingszucht“ vorzubeugen und den Lehrlingen eine ordnungsgemäße Berufsausbildung zu sichern, sind in 365 Tarifverträgen Lehrlingskassen vereinbart, die die Arbeitgeber verpflichten, nur eine bestimmte Zahl von Lehrlingen je nach der Zahl der beschäftigten Angestellten anzunehmen.

Am häufigsten, nämlich in 619 Tarifverträgen, ist eine Regelung des Urlaubs erfolgt. In 608 Tarifverträgen ist eine Vergütung für die Lehrlinge vereinbart, die mit den Lehrjahren steigt. 22 Tarifverträge verpflichten den Arbeitgeber, die Kosten für die Berufsschule zu tragen, und eine Bestimmung in 32 Tarifverträgen schreibt vor, mehrere Monate vor Abschluß der Lehrzeit dem Lehrling mitzuteilen, ob eine Weiterbeschäftigung erfolgt oder nicht.

Eltern und Erzieher der jetzt in den Beruf neu eingetretene Lehrlinge tun gut daran, sich in allen Zweifelsfragen und Streitfällen, die sich aus dem Lehrverhältnis ergeben können, bei den beruflichen Organisationen zu erkundigen; der Gewerkschaftsbund der Angestellten, Berlin-Jehlenberg, ist zu kostenloser Beratung und Auskunft, soweit es sich um Lehrlinge aus den Angestellten berufen handelt, gern bereit.

Die Reichsbahn baut weiter ab.

Von der Gewerkschaft deutscher Eisenbahner, E. B., Bezirksleitung Bremen, wird uns geschrieben: Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft hatte die Tariforganisationen sowie den Ausschuss des Hauptbetriebsrates am 1. April zu Verhandlungen über weitere Personaleinsparungen eingeladen. Das Reichsbahnabteilungsamt Breslau-Ost wird geschlossen, Berlin-Tempelhof erheblich eingeschränkt. Die Güterwagenabteilung Kassel, sowie Dortmund werden ebenfalls geschlossen. Ferner werden geschlossene Oberhausen, Langenberg, Lokalabteilung Opladen, die Werke Magdeburg-Budau und Dresden-Friedrichstadt. Im Bereich der Gruppenverwaltung Bayern werden 300 Köpfe in den Ausbesserungswerken vermindert. In den Betriebswerkstätten werden 940 Köpfe eingespart. Von den Belegschaften der stillgelegenden Ausbesserungswerke wird ein Teil auf andere Werkstätten übernommen. Insgesamt werden 4000 Arbeiter entlassen. Die Gewerkschaft deutscher Eisenbahner hat schärfsten Protest erhoben, da die vorgebrachten Gründe nicht im entferntesten anerkannt werden können. Es ist geradezu grotesk, daß bei 24 Millionen Leistungszulagen, von 10 000 bis 12 000 Arbeiter bezahlt werden könnten, 4000 nurmehr wegen Geldmangel entlassen werden sollen. Die Beihilfen für alle möglichen Sportveranstaltungen tun ein übriges, um die Belegschaften zu verbittern.



Was würdest Du tun, wenn in Deiner Wohnung plötzlich Feuer ausbräche?

Wie viele Familienväter gibt es wohl, die sich niemals ernstlich diese Frage gestellt haben? Man liest täglich in den Zeitungen über große Brände und unermesslichen Feuereschaden, man läßt sich mit einem Anflug von keinem Wohlbehagen von der Spannung und Anstrengung solcher Brandfälle berichten, aber man besitzt nicht die Phantasie, sich vorzustellen, was man selbst bei Ausbruch eines Feuers zu tun hätte!

Aber kein Mensch kann wissen, ob er nicht vielleicht morgen schon Gut und Leben vor dem Feuer retten muß! Wehe dem, der dann kopf- und ratlos alles untergehen sieht, ohne sich und den Seinen helfen zu können! Bittere Vorwürfe sind noch das geringste, was ihn erwartet. Zu dem unerträglichen Verluste an Sachwerten, ja vielleicht Menschenleben kommt noch die Verantwortung gegenüber den Nächsten und der Allgemeinheit. Da hilft kein Schuldgefühle, keine Reue mehr!

Es ist die unabwiesliche Pflicht jedes Menschen, nicht nur alles zu tun, was im Interesse eines sicheren Feuereschutzes liegt, sondern auch für den Fall der Gefahr gerüstet zu sein.

Erstes Gebot ist, neben der Rettung gefährdeter Menschen, das Alarmieren der Feuerwehr. Erst dann darf daran gedacht werden, Tiere oder wertvolles Gut in Sicherheit zu bringen, wenn dazu noch Zeit ist. Und dann die Frage: wo ist der Ausgang, wie und wohin rettet man sich und die anderen? Aber legt man das alles hin und wieder miteinander, dann sieht jeder den Feind vor sich und wappnet sich von vornherein gegen ihn.

Verantwortlich: Dülmener Schellleitung: Dr. Wilhelm Blant, Dülmen. — Jenoteil: Politist und Allgemeines: Dr. Maier, Heulleton: Jol. Som, beide in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Kühner, Berlin-Lichterfelde

Aus der Umgebung

• **Borfen, 24. April.** (Marktbericht.) Zum heutigen Viehmarkt waren aufgetrieben: 63 Pferde und Fohlen, 217 Stück Rindvieh und 512 Schweine. Es kosteten Pferde a) 650-800 Mk., b) 450-600 Mk., 2 1/2 jährige 450-600 Mk., 1 jährige Fohlen 280 bis 400 Mk. Rindvieh a) 450-600 Mk., b) 375 bis 500 Mk., tragende Rinder 400-500 Mk. Ferkel kosteten die Alterswoche 5 6 Mk., beste Qualitäten wurden über Notiz bezahlt. Käuferpreise 3 Monate alt 45-60 Mk. Nächster Vieh- und Rindmarkt am 20. Mai 1930.

Gottesdienstordnungen.

(Die katholischen Gottesdienstordnungen erscheinen in Zukunft in der Dülmener Zeitung nur in knapper Form. Eine ganz ausführliche Gottesdienstordnung findet man mit den parramischen Mitteilungen in Zukunft im **Emmerik-Kirchenblatt**, der offiziellen Kirchenzeitung für die Pfarren des Dekanates. Sie wird heute leihweise den katholischen Familien kostenlos zugestellt.)

Weißer Sonntag.

Pfarrkirche Dülmen: Morgens 5,15 Uhr erste hl. Messe: 5,45 Uhr Sobalemesse, 6,15 Uhr hl. Messe, 7 Uhr Feiertag der Erstkommunionkinder, 10 Uhr Hochamt, 11,15 Uhr letzte hl. Messe.

Nachmittags 2 Uhr Dankandacht für die Erstkommunionkinder. Abends 6 Uhr Andacht.

Die Krankenwochen hält S. Kaplan Beding Tiberstraße, Telefon 287.

Hausdülmener: Morgens 7 Uhr Abholen der Erstkommunikanten von der Schule, gleich darauf feierliche Erneuerung der Taufgelübde, 7,30 Uhr hl. Messe für die Erstkommunikanten mit gemeinschaftlicher Erstkommunion und Kommunion aller Kinder, 10 Uhr Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Dankandacht. Die ganze Gemeinde wird zu der Feier herzlich eingeladen.

Es wird gebeten, die notwendigen Plätze für die Kinder freizulassen. — Nach der Dankandacht versammeln sich die Kinder in der Schule. — Die heutige Kollekte ist für die Kirche in Hausdülmener.

Montag ist Dankfestgottesdienst für die Kommunionkinder, wozu die Angehörigen ebenfalls eingeladen sind. Mittwoch fällt die hl. Messe aus.

Wiesed. Sonntag morgen zwei hl. Messen zur gewöhnlichen Zeit.

Merfeld: Morgens 7 Uhr Frühmesse und Feiertag der Erstkommunionkinder, 10 Uhr zweite hl. Messe. — Nachmittags 3 Uhr Andacht für die Kommunionkinder.

Carthaus: Morgens 7 Uhr Kommunionmesse und Feiertag der Erstkommunion, 9,30 Uhr Amt. — Nachm. 2,30 Uhr Festandacht.

Bulbern: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8,30 Uhr Erstkommunionfeier der Kinder und letzte hl. Messe. — Nachmittags 3 Uhr Dankfestgottesdienst.

Biddinge: Morgens 6,45 Feiertag der Erstkommunionkinder und hl. Messe, 10 Uhr Hochamt. — Nachmittags 3 Uhr Dankfestgottesdienst.

Korup: Morgens 7 Uhr Erstkommunionfeier der Kinder und hl. Messe, 10,30 Uhr hl. Messe. — Nachmittags 2,30 Uhr Dankfestgottesdienst.

Kloster Maria Haniel: Morgens 7 Uhr Konventamt mit Predigt. — Nachmittags 3,30 Uhr Vesper und Predigt und Andacht.

Evangelische Kirchengemeinde Dülmen. Vormittags 10,30 Uhr Hauptgottesdienst, 11,30 Uhr Rindergottesdienst.

Garde-Verein

Die Beerdigung unseres Kameraden
Anton Hövener
(Kriegsveteran)
ist am Montag, den 28. ds. Mts., morgens 8 1/4 Uhr vom Kranienhause aus.
Der Ortskriegerverband

Männer-Bruderschaft.

Unser Mitglied Herr
Anton Hövener
ist gestorben.
Die Beerdigung findet statt am Montag, 28. April, morgens 8 1/4 Uhr von der Kranienkapelle aus.
Der Vorstand

Inventar-Verkauf!

Am Donnerstag, den 1. Mai 1930, nachm. 3 Uhr, werde ich für Herrn Franz Bernemann, Hausdülmener Nr. 32, öffentlich, meistbietend gegen Kredit verkaufen:

- 3 tragende Kühe, 11, 7 und 3 Jahre alt,
- 1 Kalb, 10 Wochen alt,
- 2 Käufer-Schweine,
- 1 Haushund,
- 1 3zölliger Altwagen, 1 Pflug, Egge, Jauchefah, 1 Schiebkarre, Handwagen, Zentrifuge, Kochherd, Viehstopp, Pölselst, Einmachpfanne, Kleiderständer, Küchenschrank, 3 Tische, Stühle, Ofen, div. Ketten und sonstige Haus-, Küchen-, Garten- und Ackergeräte.

Die Sachen sind gebraucht, aber gut erhalten. Befichtigung kann 1 Stunde vor Beginn des Verkaufs erfolgen.

Dülmen, den 23. April 1930.
Johannes Bodholt
beid. Auktionator

Kornheune und Schuppen zum Abbruch.

- 1. eine Kornheune (11 x 19 m) 3 Seiten Bretterverkleidung, 1 Seite Ziegelschwert
- 2. einen Schuppen mit weitüberstehendem Dach (6,10 x 20,40 m), für Holzhaus und Wogenrenne geeignet,

öffentlich, meistbietend auf Kredit verkaufen.
Sammelplatz: Hof Beding in Weddern nahe bei Carthaus.

Dülmen, 24. April 1930
Johannes Bodholt
beid. Auktionator

Kronleuchter
für elektrisches Licht, Sammel, sehr billig zu verkaufen.
Näheres Geschäftsstelle.

Sämtliche auf dem Gymnasium, der städtischen Berufsschule, der höheren Mädchenschule und den Elementarschulen eingeführte

Schulbücher

Wörterbücher und Atlanten

sind in den neuesten Auflagen und dauerhaften Einbänden vorrätig in der

J. Horstmann'schen Buchhandlung, Dülmen

Achtung! Kommunionkinder erhalten am **Weihen Sonntag** bei Aufnahmen **ermäßigte Preise**

Das Atelier ist bis 5 Uhr nachmittags geöffnet.
Photo-Atelier H. Hülsbusch, Marktstr.

Wohnhaus

am **Mühlenweg** ist durch den Unterzeichneten preiswert zu kaufen.
Dülmen, den 24. April 1930.
Johannes Bodholt
beid. Auktionator

bei allen Erkältungskrankheiten

hilft sicher

Pulmonin

HIRSCH-APOTHEKE

Damen-u. Kinderhüte

in unerreicht großer Auswahl zu billigen Preisen!!!

Elisabeth Reinermann
Coesfelderstraße

Suche zu sofort oder später 2 große unmobl.

Zimmer

in bestem Hause, gegen gute Bezahlung. Offert. unt. S. 24 a. d. Dülmener Zeitung.

Fast neues

Damen-Fahrrad

(Marke Adler) zu verkaufen. Näheres Exped.

Sommer-sprossen.
Unreinen Teint bereinigt unter Garantie **Frucht's Schwanenweiß**. Mark 1,75 u. Mark 3,50. Zu haben in der **Drogerie Karl Timpte**

167

rufe an das Auto kommt.

Existenz
General-Vertreter für dort Bezugsgebiet. ges. hoh. Verd. Ort u. Beruf p. (kostenlos) Kammern & Müller Hilden Rhld. 262.

Gasthof Havestadt

HEUTE, SAMSTAG, 6 Uhr

Großer Abschieds-Abend

der beliebten Hauskapelle.

MORGEN, SONNTAG

Konzert mit Tanzeinlagen

Lanz-Kursus Dülmen

Hotel Sternemann

Für Damen Preisermäßigung. Weitere gest. Anmeldungen dortselbst erbeten.
Tanzlehrer Jos. Schmiedding
Münster i. W.

Prüf solche **Wunderaugenfüße** und die **Wunderfüße** „LEBEWOHL“ nur 75 Pfennig.

Mühnreugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballenschalen Bleichose 18 Pfennig 75 Pf. Lebewohl-Pfand gegen empfindliche runde und Fußschwellen, Sonntags 12 Bäder, 50 Pf. erhältlich in Apotheken und Drogerien

Sicher zu haben:
Drog. Friedr. Simons, Terrah's Med.-Drog. Central-Drogerie K. Timpte, Marktstraße.